Nr. 17. Jahrgang V. **Allgemeine** Berlin, 24. April 1896.



Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2.50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**“ Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Baron Hirsch.

Aus Ungarn kommt die Trauerkunde von dem plötzlich erfolgten Ableben des bekannten jüdischen Finanzmannes und Philanthropen Baron Moritz Hirsch, dessen in das Großartige gehende Wohlthätigkeit in den letzten Jahren oft den Gegenstand der öffentlichen Diskussion gebildet hat. Der Verblichene war eine eigenartige und markante Erscheinung, und wenn wir auch nicht geneigt sind, alle philanthropischen Unternehmungen, die Baron Hirsch ins Leben gerufen, unbedingt zu loben, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß eine so weitgehende und so groß angelegte Charitas geradezu einzig in der Geschichte dasteht. Bekanntlich hat sich der Verstorbene, einer jüdischen Familie in Bayern entstammend, von kleinen Anfängen zu jener Höhe der finanziellen und sozialen Stufenleiter emporgeschwungen, die er in den letzten Dezennien eingenommen hat. Dies ist natürlich kein Verdienst. Aber als er seine vielen Millionen — man spricht von fünfhundert — bereits gesammelt hatte, begann seine Wohlthätigkeit, die nach amerikanischem Muster angelegt war. Vor allem war er der stille Wohlthäter der Israelitischen Allianz zu Paris, der er jährlich große Summen schenkte, um das Defizit zu decken, abgesehen von der Million Francs, die er der Gesellschaft vor Jahren geschenkt hatte. In Budapest unterhielt er ein Bureau, das monatlich vierzigtausend Gulden zu verteilen hatte; für die Juden in Galizien gründete er eine Zwölfmillionenstiftung mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Schulen, welche von jener Stiftung unterhalten werden, auch Christen zugänglich gemacht werden; er berief sogar einige Christen in das Kuratorium der Stiftung. Außerdem unterhielt er ein Wohlthätigkeitsbureau in Lemberg, um die dort herrschende Not unter den Juden nach Kräften zu lindern. Aehnliche Stiftungen unterhielt er in Paris, Wien und anderen Hauptstädten, überall mit vollen Händen spendend.

In der letzten Zeit machte von sich eine kostspielige Gründung des Verstorbenen reden, die nach unserer Ansicht eine verfehlte war. Baron Hirsch stiftete ein Kapital von fünfzig Millionen Francs für die Gründung von Kolonien in Argentinien, wo russische Juden ansässig gemacht werden sollen. Das ganze Unternehmen wurde später in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, die Aktien schenkte Hirsch indes dem Verband der jüdischen Gemeinde in England. Zweifellos war er dabei von hochherzigen Motiven geleitet; die Kolonien aber, die in Argentinien gegründet worden sind, haben sich bisher als sehr wenig lebensfähig erwiesen. Baron Hirsch teilte die irrige Ansicht, welche viele jüdische Wohlthäter beherrscht, daß es Aufgabe der jüdischen Charitas sei, die Judenheit mit allen Mitteln zu proletarisieren. Auf dieses schädliche System sind die argentinischen Kolonien basiert; die Kolonisten sollen auf unabsehbare Zeit eigentumslose Käthner bleiben. Auf diesen Punkt gedenken wir noch gelegentlich zurückzukommen. Hier wollen wir nur hervorheben, daß unter den Kolonisten eine weitgehende, zum größten Teil berechtigte Unzufriedenheit herrscht, und nur sehr wenige Kolonien eine Zukunft haben, während jene, die Baron Eduard Rothschild mit geringeren Mitteln in Paläftina ins Leben gerufen hat, einer gedeihlichen Zukunft entgegen gehen. Nicht minder darf es verschwiegen werden, daß Baron Hirsch auch nicht das Geringste für Kulturaufgaben der Judenheit gethan hat, ja, daß er in der Regel alle derartigen Unternehmungen mit Geringschätzung zu behandeln pflegte. Die Wissenschaft des Judentums hielt er für schädlich, weil sie nach seiner Ansicht die Verbauerung der Judenheit, die er so gerne herbeigeführt hätte, aufhielte.

Baron Hirsch hinterließ keine Nachkommen, da sein einziger Sohn vor Jahren aus dem Leben geschieden ist. In den vornehmen, aristokratischen und fürstlichen Kreisen war der Verstorbene ein gern gesehener Gast. Er unterhielt einen berühmten Rennstall, dessen Pferde aber nur für wohlthätige Zwecke liefen. Wie er über sein großes Vermögen verfügt hat, wissen wir zur Stunde noch nicht. Seine Wohlthaten, die jedenfalls gut gemeint waren, verdienen gewiß unsere volle Anerkennung. Nur das Eine muß doch gesagt werden: er war nicht der Typus eines jüdischen Wohlthäters. Wie anders erscheint doch der edle Sir Moses Montefiore, der vor allem stets Jude war und sich immer und überall als solcher gab!

Hoffentlich ist die Zukunft der wohlthätigen Stiftungen, die Baron Hirsch ins Leben gerufen, gesichert; vielleicht tritt sogar nach dem Ableben des Stifters eine Aenderung in deren Verwaltung ein, was viel zu deren nützlichen Fruktifizierung beitragen würde. Dem Andenken des hochherzigen Stifters mögen sie zum Segen gereichen!

Eine Talmudübersetzung.

In einer seiner berühmten Reden über den Talmud verglich der unvergessene Meister Jellinek das Los Israels mit dem Lose jenes Werkes, das dieses Volk gezeugt hat. Gehaßt von denen, die es nicht kennen, verkannt von anderen, die es nicht verstehen; in den Himmel gepriesen von dem Freunde, in den Abgrund geschmäht von dem Feinde — das ist das Los Israels, das ist das Los des Talmuds. Und weil die Kenntnis beider, das Verständnis für beide, nicht mit dem Geiste, sondern mit dem Herzen erlangt, nicht erdacht, sondern empfunden sein wollen, darum finden sie so selten objektive Interpreten und kompetente Beurteiler; darum bleibt ihr wahrer Wert, bleibt der Wert ihrer Wahrheit weiten Kreisen unzugänglich. Beide leiden unter dem beklagenswerten Geschicke, daß meist unberufene Geister — deren Zahl „unberufen“ nicht gering ist — an ihr Studium, an ihre Interpretation sich hinanwagen, und daß die Interpreten, zu leicht, um in die Tiefe zu dringen, an der Oberfläche haften bleiben.

Doch nein, ich will ehrlich gestehen, daß ich Jellinek nicht genau citiert, daß, ehe ich diese Zeilen niedergeschrieben, ich ihn nicht einmal nachgelesen habe. Wozu auch diese lächerliche Gewissenhaftigkeit; wozu erst die anderthalb Schritte vom Schreibtisch zum Bücherschrank! Habe ich doch heute erfahren, daß man über den Talmud schreiben darf, ohne je den Deckel eines Talmudfolianten gesehen zu haben, warum sollte ich nicht Jellinek citieren dürfen, dessen Ausführungen ich nur vergessen habe! — —

Ein Herr Lazarus Goldschmidt will dem brünstigen Begehren unserer Feinde und dem ehrlichen Verlangen vieler Glaubensgenossen nachgeben und den ganzen Babylonischen Talmud ins Deutsche übersetzen. Eine Lieferung ist bereits erschienen; neunundsiebzig sollen noch folgen. Die erste Lieferung ist gut ausgestattet, besser als ein Talmudexemplar je ausgestattet gewesen. Davon haben wir uns überzeugt. Auch der Inhalt soll — im Krämerjargon gesprochen — alles Dagewesene übertreffen. Das haben wir zwei Mal Schwarz auf Weiß gelesen. Das erste Mal in der russischen „Kreuzzeitung“, die sich in der Sprache des Landes „Nowoje Wremja“ nennt. Die Kritik in diesem Blatte wird auch unseren Lesern maßgebend erscheinen, wenn wir ihnen verraten, was wir erraten haben, nämlich, daß sie keinen Geringern zum Verfasser hat, als — Fräulein Elsa v. Schabelsky. Das zweite Urteil über die Talmudübersetzung Goldschmidts gab dieser Tage eine in talmudicis nicht minder maßgebende Persönlichkeit, Maximilian Harden, in der „Zukunft“ ab.

Der Talmudkritiker Harden schreibt über den Talmudforscher Goldschmidt: „Ein dunkler, nur von irren Flämmchen bisher erhellter Winkel der Geisteswelt soll den Blicken des Abendlandes endlich nun entdeckt werden: der Talmud von Babylon erscheint deutsch in Lieferungen bei S. Calvary & Co. in Berlin. Die erste Lieferung ist schon erschienen und der Laie, der den Wert der Uebersetzung freilich nicht kontrolieren kann, darf doch anerkennen, daß er eine offenbar nicht verstümmelte, mit wissenschaftlicher Objektivität besorgte Ausgabe vor sich hat. Der hebräische und der deutsche Text sind einander gegenübergestellt, die von der jüdischen und christlichen Zensur beseitigten Teile sind wieder aufgenommen und die technische Ausstattung läßt keinen Wunsch nach Klarheit und Uebersichtlichkeit unbefriedigt. Wir werden also in ein paar Jahren — denn das Werk wird ungefähr achtzig Lieferungen umfassen — eine vollständige und unparteiische deutsche Ausgabe des babylonischen Talmuds haben, wenn dem Herausgeber nicht, wie seinen Vorgängern, bei der unsäglich mühsamen Arbeit die Kraft erlahmt. Er heißt Lazarus Goldschmidt, ist ein russischer Jude und hat bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre nichts anderes gekannt als die Sprache und den Gedankenkreis der Talmudwelt, die noch heute den östlichen, abgeschlossen lebenden Juden die einzige Zerstreuung und den einzigen Anlaß zu spitzfindigen Forschungen bietet. Der junge Herr Goldschmidt mag von dem abendländischen Gezänk über den Talmud gehört haben; er hat sich aus Rußland aufgemacht, ist zu Fuß nach Berlin gekommen, hat hier, wo deutsche Gelehrte ihn freundlich unterstützten, mit zähem Eifer die deutsche Sprache gelernt, seine Studien fortgesetzt und, oft genug wohl hungernd und frierend, nicht eher geruht, als bis er für das Werk seiner Träume einen Verleger gefunden hatte. Jetzt sitzt er in Charlottenburg, arbeitet täglich seine fünfzehn Stunden und will, je nachdem es die einzelnen Bände des Talmuds verlangen, nach der Theologie auch noch die alte Philosophie, Jurisprudenz und Astronomie studieren. Ein bischen Ehrgeiz, den man, minder wohlwollend, ja auch Eitelkeit nennen kann, ist dabei gewiß im Spiel; jedenfalls aber gehört Herr Goldschmidt zu den besonderen Söhnen Sems, die, wie Marx, eine außerordentliche Geringschätzung irdischer Güter mit einem scharfen, bohrsüchtigen Verstand und mit zähestem Fleiß verbinden. Und ein solcher Mensch, ein auf der Sonnenseite des jüdischen Geistes gezeugter, war nötig, um uns das Werk zugänglich zu machen, das in der Zurückgezogenheit, in dem vergeistigten, zwischen der Familie und der Synagoge sich abspielenden Leben der Judenheit einst entstand. Eine düstere Welt (!) wird sich unseren Blicken da aufthun, ein lastendes (?) Gebäude, das, nach Renans Wort, aus Pedanterie, kläglicher Kasuistik und religiösem Formalis-

mus gefügt worden ist und das nach den griechischen Disziplinen, der Quelle aller klassischen Kultur, keinen erhellenden Ausgang öffnet. Aber nicht der Jurist nur wird hier eine Fülle ungehobener Schätze finden; jeder gläubige Christ wird, wenn er die in der Zeit der schwersten Kämpfe zwischen Christen und Juden entstandenen kabbalistischen Spekulationen(!) unbefangen und ohne Aergernis prüft, in diesem Denkmal des gesetzgläubigen Thorafetischdienstes (!) einen Wegweiser ins dunkle Land der kleinen Rasse erkennen, die, zum Guten und Schlimmen, in der Geschichte der Menschheit eine so ungeheure Rolle gespielt hat und immer noch spielt. Deshalb dürfen auch fromme Christen der Entdeckerreise in das Ghetto des jüdischen Geistes fröhlichen Fortgang wünschen."

Maximilian Harden ist ein kluger Mann, der einem guten Witz nicht abhold ist. Er ist ein gewandter Journalist, bei dem, wo Begriffe fehlen, sich ein Citat einstellt zur rechten Zeit. Er ist ein tüchtiger Verleger, dem eine billige Reklame recht ist. Ich gäbe die erste Lieferung der Goldschmidtschen Talmudübersetzung darum, hätte ich das Schmunzeln sehen können, das sein jugendlich-bartloses Gesicht umspielte, als er diese Zeilen niederschrieb. Sind sie doch geeignet, vielleicht auch bestimmt, den Lesern der „Zukunft" zu zeigen, daß der Herausgeber des Blattes ein liebevolles Herz habe, das alle, auch den zu Fuß aus Rußland gekommenen Jüngling, und ein gedankenreiches Hirn, das alles, auch den wenig bekannten jüdischen Talmud, umfaßt! Ich gäbe aber die nämliche erste Lieferung zum zweitenmale darum, könnte ich das längliche Gesicht sehen, das Harden machen würde, wenn er erführe, daß er von dem genannten Jüngling getäuscht worden, — getäuscht über das Vorleben des Uebersetzers und fast noch mehr über den Wert der Uebersetzung.

Da aber uns diese wichtiger erscheint als jener, so wollen wir über dem Werke den Meister vergessen und uns nur noch mit der Uebersetzung Goldschmidt's befassen. Diese ist, trotz Fräulein Schabelsky und Maximilian Harden, äußerst mangelhaft.

Wollten wir all die sachlichen Fehler und die reichlichen „Sprachdummheiten" mitteilen, die wir in dem uns vorliegenden Hefte finden, wir müßten ein umfangreiches Heft, der ersten Goldschmidtschen Lieferung gleich, schreiben. Darum seien nur einige Blüten zur Erbauung fachkundiger Leser mitgeteilt. Den terminus technicus ורמינהו, (im talmudischen Idiom zusammengezogen von ורמי אינהו „sie [die Schuljünger] haben einen Widerspruch [aus einer andern Mischna-Stelle] nachgewiesen") übersetzt der aus Rußland zu Fuß nach Berlin gekommene Jüngling konsequent: „ich will Widerspruch erheben." Die Stelle קשיא דר" מאיר אדרבי מאיר übersetzt er: „es ist eine Frage von Rabbi Meier ꝛc." (gemeint ist: „Rabbi Meier widerspricht sich selbst.") תרי תנאי אליבא דרבי מאיר (die Ansicht des R. Meier ist von zwei verschiedenen Tanaiten verschieden wiedergegeben) lautet in der Goldschmidtschen Uebersetzung: „Zwei Tanaim sind [im Streite] über die Ansicht R. Meiers." pag. 6 wird im Talmud sehr richtig über das Wort נשף diskutiert und der Schluß ist, daß es „Dämmerung" bedeute, sowohl Morgen- als Abenddämmerung. Der aus Rußland zu Fuß gekommene Jüngling übersetzt: es gebe „zweierlei" Dämmerung. „Zweierlei Dämmerung" ist gut. יסורים מבוערין (böse Leiden) übersetzt er: „ekelhafte Züchtigungen." שכינה (die göttliche Heiligkeit) heißt bei Goldschmidt: die göttliche Niederlassung. pag. 16 heißt es in deutscher Uebersetzung: Gott rühme sich seines Volkes. Wenn man aber zu Fuß aus Rußland kommt, kann man nicht anders als „Gott prahlt" übersetzen. Die Stelle 5. B. Mosis 26, 17, wo es heißt: Du (Israel) hast heute Gott auserkoren (erhoben) ꝛc., übersetzt G.: du hast ihn sagen lassen. Nun ist es wohl wahr, daß dies auch Gesenius thut, obwohl der Stamm אמר (gleich dem arabischen) emporstehen bedeutet, wovon im biblischen Hebräisch אמיר und in der Mischna יאמיר entstanden; aber Gesenius kann mit dem Bibelvers nach Belieben verfahren; der Talmud hat entschieden das Wort in der von uns angegebenen Bedeutung aufgefaßt, sonst hat die ganze Stelle gar keinen Sinn. Im übrigen vegl. Delitsch, Prolegomena S. 28, wo die Erklärung des Wortes mit Belegstellen aus dem Assyrischen gegeben wird.

Die sachlichen Schnitzer und die sprachlichen Mängel in diesem „Werke" sind so zahlreich, daß wir auf sie nicht näher eingehen können. Wir hoffen, daß das erste Heft auch das letzte sein werde, damit wir nicht genötigt werden, uns ernstlich mit der Sache zu beschäftigen. Wir thäten dies ungern, einmal wegen unsres großen Respekts vor der Autorität einer Else v. Schabelsky und eines Maximilian Harden, sodann, weil wir nicht gern die anderthalb Schritte vom Schreibtisch nach dem Bücherschrank gehen möchten.

A. L.

Aus dem Berliner Gemeindeparlament.

Berlin, 20. April.

Die gestrige Repräsentantensitzung währte zwar ziemlich lange Zeit; im Verhältnis jedoch zu den tief einschneidenden Fragen der letzten Monate bot sie der aufregenden Momente dieses Mal nicht gerade viel. Zu Beginn der Sitzung nahm die Versammlung Kenntnis von einer Schenkung im Betrage von 7500 Mk., welche Herr Moritz Neufeld bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages dem jüdischen Krankenhause gemacht hat. Alsdann ging die Versammlung über zu einer großen Anzahl von Geldbewilligungen zu den verschiedensten Zwecken. Zunächst kamen die Subventionen für die Religionsvereine an die Reihe. „Herr, die Not ist groß", lautet auch dieses Jahr die Devise der Kleinen, die um die Brosamen betteln, die vom Tische der großen reichen Gemeinde herniederfallen. Die Lust zu nehmen, und zwar so viel wie möglich, ist wie in den Vorjahren wieder genau die alte geblieben, die Lust zu geben auf seiten der Gemeindebehörde scheint jedoch merklich erkaltet zu sein. Mancherlei charakteristische und in hohem Grade lehrreiche Erscheinungen traten auch dieses Mal wiederum zu Tage. Ohne Diskussion wurden bewilligt: Für den Luisenstädtischen Brüderverein „Ahawas Reïm" 1500 Mk., für die Lippmann Tauß-Synagoge 900 Mk., für die Gemeinde Ahawas Scholaum 600 Mk., für die Gemeinde Beth Zion gleichfalls 600 Mk., zugleich mit der erneuten Auflage des Rates vom vorigen Jahre, sich mit der Gemeinde Beth Jakob zu verschmelzen. Für den letzteren Fall wurde sogar eine höhere Subvention in Aussicht gestellt. Der „Religionsverein Westen" erhält 2000 Mk. zur Anschaffung

von Utensilien für Synagoge und Schule, jedoch mit der Maßnahme, daß dieselben später in das Eigentum der Gemeinde übergehen. Ueber eine weitere Gabe von 6000 Mk. für Errichtung eines Chores konnte in der Kommission einstweilen keine Einigung erzielt werden. Für den Religionsverein Charlottenburg schlägt die Kommision durch ihren Referenten, Herrn Leonhard Sachs, eine Unterstützung von 7000 Mk. vor. Hier liegen die Verhältnisse ganz eigenartig, leider aber auch recht traurig. Sowohl der Referent, als auch die Herren Jakobi und Herrmann vom Vorstande mußten zugestehen, daß der Religionsunterricht arg vernachlässigt ist, daß der Gottesdienst sehr schlecht besucht wird, daß überhaupt die Leistungen der Gemeinde in keinem Verhältnis stehen zu den gebrachten Opfern. Außerdem hat die Gemeinde Charlottenburg eine auf dem Grundstück der Synagoge ruhende Hypothek von 80000 Mk. zu verzinsen, ja sogar die Besitzverhältnisse scheinen wenig geklärt, da die betreffende Gemeinde gar nicht die Rechte einer juristischen Person besitzt. Mit Recht verlangte daher Herr Professor Lewin, die Bewilligung dieser Summe zu knüpfen an die Bedingung besserer künftiger Leistungen, da unter diesen Umständen andere Vereinigungen, die ein weit größeres Bedürfnis weit besser erfüllten, eine ungerechtfertigte Zurücksetzung erführen. Sehr beherzigenswert war auch eine Anregung des Herrn Dr. Tiktin, eine Beschlußfassung wegen der Unklarheit der ganzen Sachlage lieber noch eine Zeitlang auszusetzen, um inzwischen Informationen einzuziehen. Nach längerer Debatte wurde jedoch der Zuschuß von 7000 Mk. ohne einschränkende Klausel bewilligt. — Einer Frage gingen jedoch alle Herren in weitem Bogen aus dem Wege, nämlich der Frage nach dem Ursprung solch' trüber Verhältnisse. Hier haben thatsächlich böse Beispiele gute Sitten verdorben. Die Prunksynagogen der Berliner Gemeinde mit ihren Orgeln, ihren Chören und ihren Heeren von Beamten ließen unsere Vorortbewohner nicht ruhen. So wurde denn eine komfortable Synagoge errichtet mit Orgel, Chor und sonstigem Zubehör, und da die vorhandenen Mittel nicht reichten, legte man sich eben aufs Pumpen. Man hätte sich von vornherein sagen müssen, daß ein Unternehmen auf derartiger Grundlage den Anfang vom Ende bereits in sich trägt und bedenken sollen: Quod licet Jovi . . . ., was die große, reiche Berliner Gemeinde sich leisten kann, das ist noch lange nicht statthaft für den kleinen Nachbar in Charlottenburg. Und nun will man aus anderer Leute Haut Riemen schneiden, damit auch in Zukunft die leeren Wände und Bänke an Orgelklang und Chorgesang sich erbauen können. Wenn die Berliner Gemeindevertretung trotz alledem und alledem noch einmal mit Geld herausgerückt ist, so ist das als ein Akt von Noblesse anzusehen, um den Nachbar nicht in der Patsche sitzen zu lassen. Nötig wäre es eigentlich nicht gewesen. Also: Discite moniti. — Für die David Hertzogsche Freitisch-Stiftung werden 500 Mk. bewilligt.

Mit einem bisher noch nicht dagewesenem Falle hatte sich sodann die Versammlung zu beschäftigen. Ein Zögling des Lehrlingsheims zu Pankow war verstorben und hatte aus seinem Verdienste 190 Mk. Spargelder hinterlassen. Die Mutter des Verstorbenen hatte um wenigstens einen Teil des Nachlasses gebeten, war jedoch mit ihren Ansprüchen vom Kuratorium abgewiesen worden und hatte sich mit diesem Bescheide schließlich begnügt. Das Kuratorium stellte es nunmehr dem Vorstande anheim, das Geld entweder in die Gemeindekasse fließen zu lassen oder an die anderen Zöglinge zu verteilen. Der Vorstand möchte das letztere, die Kommission trägt jedoch Bedenken hiergegen, und verlangt besondere Aufschlüsse über die Motive der Verweigerung der Auszahlung an die Mutter. Mit Recht bezeichnen die Herren Dr. Tiktin und Lewin die vom Kuratorium und Vorstand gemachten Vorschläge als bureaukratisch und appellieren an den Geist der Menschlichkeit, um der Mutter, die zudem eine blutarme Frau ist, das Wenige zukommen zu lassen. Die Versammlung entscheidet sich erfreulicherweise in diesem Sinne.

Der folgende Punkt der Tagesordnung betrifft wiederum eine Prinzipienfrage von höchster Wichtigkeit und beweist abermals, wie notwendig es war, daß endlich einmal einige Hechte in den Karpfenteich hineingelangten. Ein Antrag des Professors Lewin verlangt, daß eine gemischte Deputation in Beratung trete hinsichtlich einer Neuregelung der Thätigkeit der Rabbiner und Kantoren. Viel hätte freilich nicht gefehlt, so hätte auch dieses Stück, wie schon so oft geschehen, hinter geschlossenen Thüren sich abgespielt. Daß die Fanatiker der Heimlichkeit dieses Mal nicht auf ihre Kosten kamen, ist der energischen Sprache der Herren Leonhard Sachs, Lewin, Dr. Tiktin und namentlich auch des Vorsitzenden zu verdanken. Herr Professor Lewin als Antragsteller hält gute Predigten für ein wichtiges Mittel der Erziehung, und er sehe keinen rechten Grund, warum unsere Rabbiner nicht mehr als zwei Predigten im Monat zu halten hätten. Sehr vernachlässigt sei aber bis jetzt das Gebiet der Seelsorge, und darunter hätten namentlich die Aermsten zu leiden. Er wäre dankbar, wenn man ihm auch nur 15 Fälle aus den letzten Jahren anführen könnte, wo unsere Rabbiner mit Rat und Trost den Armen und Gedrückten geholfen hätten. Auch bei den Kantoren vermißt Redner dasjenige Maß von willigem Eifer, das verlangt werden müsse. Herr Dr. Tiktin erklärt für den Antrag stimmen zu wollen, wenngleich er sich die Motive desselben nicht zu eigen machen könne. Herr Simon ist umgekehrt mit den Motiven des Antragstellers einverstanden, kann aber nicht für die Kommission stimmen, schon aus dem Grunde nicht, weil die Thätigkeit der Beamten durch Verträge geregelt sei und daran nichts geändert werden könne. Von Seiten des Herrn Leonhard Sachs und Louis Sachs wird angeregt, diese Angelegenheit heut der Kommission für die Wahl eines Rabbiners zu übergeben. Ein willkürlich aus dem Zusammenhang gerissenes Bruchstück einer Zusammenstellung der Predigten der angestellten Rabbiner, in dem Herr Dr. Maybaum mit den wenigsten figurierte, wurde von den Herren Lewin und Fränkel sofort als durchaus nichtssagend und nichtsbeweisend gekennzeichnet. Der Antrag Lewin wird schließlich angenommen. — Was eigentlich das Herumreiten auf den abgeschlossenen Verträgen mit den Herren Predigern besagen soll, ist nicht recht einzusehen. Verträge können doch mit Zustimmung beider Teile abgeändert werden, und es ist nicht gut anzunehmen, daß um einiger Predigten im Jahre mehr die Herren Prediger etwa streiken oder gar den Staub Berlins von ihren Schuhen abschütteln würden. Im anderen Falle müßte man das Mehr an

Predigt und Seelsorge den künftig zu engagierenden Beamten aufladen, mit anderen Worten, dem einen viel, dem andern wenig aufbürden, und daß darin ein Unrecht liegt, ist unschwer zu begreifen. Die Kommission thäte wohl daran, in diesem Punkte einmal ganze Arbeit zu machen und alle Halbheiten zu entfernen.

Die Summe von 300 Mk. für eine besondere Tribüne der Repräsentanten-Stellvertreter wurde abgelehnt. Bei dieser Gelegenheit brachte Herr Bodenstein die schlechten akustischen Verhältnisse des Sitzungssaales zur Sprache. Die armen geplagten Berichterstatter wissen davon ein ganz besonderes Lied zu singen, aber an die scheint man in den betreffenden Kreisen noch gar nicht gedacht zu haben. Und doch wäre hier die Abhilfe so leicht und würde gar nichts kosten.

Es wurden weiter bewilligt für zurückgekaufte Synagogenstände 2150 Mk., für den Umbau der Treibhäuser in Weißensee 5000 Mk.; für Reparaturen an den Heizungsanlagen der alten Synagoge, für Pflasterungen in Weißensee, Reparaturen an den Gemeindegrundstücken, Neudruck der Liturgie, Zuschuß für die II. Religionsschule werden bewilligt 472,50 Mk., bzw. 1560, 21422,50 und 125 Mk. Außerdem erhält das Reichenheimsche Waisenhaus 500 Mk. zum Zwecke der Entsendung von Zöglingen in Ferienkolonien. Zugleich wird eine Resolution angenommen, eine entsprechende Summe der Waisenkommission zur Verfügung zu stellen für andere Waisenkinder zu demselben Zwecke. Eine diesbezügliche Vorlage wurde seitens des Vorstandes in Aussicht gestellt. 346000 Mk. aus Ueberschüssen herstammende Gelder sollen auf Gemeindebeschluß in nächster Zeit zinstragend angelegt werden. Die Kommission für den Neubau der Synagoge in der Lützowstraße wird um 3 Mitglieder vermehrt. Damit ist die Tagesordnung der öffentlichen Sitzung erledigt.

Jüdische Wissenschaft fin de siècle.

Von Dr. S. Bernfeld.

II.

Schadenfreude ist gewiß kein lobenswertes Gefühl — dies gebe ich ehrlich zu; ich muß aber doch gestehen, daß ich dies Gefühl beim Durchlesen der letzten Nummer dieser Zeitschrift empfand. Wie schlecht muß es mit dem ganzen Litteraturvereins-Rummel stehen, daß man bei so vielem Wohlwollen und bei so vielen Vorurteilen keine bessere Verteidigung der angefochtenen Sache zustande bringen konnte, als es in den in jener Nummer veröffentlichten Zuschriften der Fall ist. Dr. Niemirower, der sich in der letzten Zeit die allerliebste Rolle eines gemütlichen Beschwichtigungs-Hofrates zugelegt hat, meint auch, daß die Litteraturvereine — und ich sprach nur von der **Berliner Zentralleitung** — mehr Kranke, Greise und Leichname als wünschenswert aufweise, daß die dort gehaltenen Vorträge nur „tötende Langweiligkeit" atmen, daß die Langeweile sogar „obligatorisch" sei, daß die Vorträge für die einen zu „verlehrt", für die anderen wiederum zu „leer" seien, daß die Vereinsmeier Phrasen und Reklametamtam in einem mißbräuchlichen Verhältnis zu ihren Leistungen konsumieren — all' dies hat Herr Dr. Niemirower zugestanden. Nun, was habe ich vorläufig mehr gesagt?

Dr. Niemirower war aber so glücklich, sich trotzdem ein „Aber" zu retten, und ist bei all' dem Modergeruch seelenvergnügt. Dies erinnert mich an eine köstliche Anekdote, die Herr v. Treitschke gelegentlich erzählt. Nach den Freiheitskriegen ging bekanntlich unter den deutschen Patrioten eine Bewegung dahin, der Kleinstaaterei im deutschen Vaterland ein Ende zu bereiten. Vor allem sollten jene Fürsten depossediert werden, die es früher mit dem Erbfeind gehalten oder durch diesen entthront worden waren. Dagegen regte sich jedoch der Partikularismus, der jene Duodezfürsten nicht missen wollte. Manchem dieser Fürsten gelang es, ihr „Ländle" zu retten, und einer derselben wurde von seinen getreuen Unterthanen mit Jubel auf sein Thrönlein zurückgeführt. In begeisterter Stimmung spannten die Bauern die Rosse am Wagen des glücklich zurückkehrenden Landesvaters aus und spannten sich selbst als Vizepferde ein. Einem spöttisch dreinblickenden Beobachter bemerkte ein pfiffiges Bäuerlein ganz gemütlich: „Ja, wir wissen, daß unser Fürst ein Esel ist, aber wir wollen ihn doch behalten." Herr Dr. Niemirower giebt zu, daß es sich um eine Eselei handelt, will aber nicht zu einem strengen Urteil kommen, wie ich es gethan. Nun, er möge sich bei der Eselei beruhigen.

Es wurde mir zum Vorwurf gemacht, daß ich „bedeutende" Persönlichkeiten der jüdischen Geschichte verunglimpfe. Man vergißt aber, daß ich dies nur zur Beleuchtung unserer Zustände thue und jedesmal dazu provoziert werde. Mir liegt es gewiß fern, mich mit Moses Mendelssohn oder Manasse ben Israel zu beschäftigen; für mich sind sie schon längst tot. Aber da geschieht es, daß sich achtbare Männer unserer Gemeinde zusammenthun, um ein Zirkulair an unsere Glaubensgenossen zu erlassen, welches vor Reaktion und Fanatismus innerhalb der Judenheit warnen soll. Auch dies Bestreben ist gewiß berechtigt. Nun bestellen aber jene achtbaren Männer das nötige Zirkular bei einem Inhaber eines litterarischen Ramschbazars und dieser leimt ihnen die Phrase zusammen, daß in Berlin, der Stätte, wo Mendelssohn, Zunz und Geiger gelebt und gewirkt hätten, für reaktionäre Bestrebungen kein Raum vorhanden sei. Da muß man doch die Geduld verlieren. Was würde ein gebildeter Deutscher sagen, wenn er die Phrase zu lesen bekäme, daß in Deutschland, das einen Gleim, einen Ranke und einen David Fr. Strauß aufzuweisen habe, liberal gewählt werden müsse?

Die Litteraturvereine mögen gut oder schlecht sein — so lange sie sich bescheidentlich im Hintergrunde halten, lassen wir sie laufen. So hyperboreisch bin ich gewiß nicht, um nicht zu wissen, daß es sehr viele Menschen giebt, die sich nicht wohl fühlen, wenn sie eine Stunde allein sein müssen. Nach redlicher Absolvierung ihrer beruflichen Geschäfte wollen sie ihre Zeit in Vereinen zubringen, von denen fünf Meilen in der Runde das Philistertum zu riechen ist. In solchen Vereinen thun sich gewisse Lokalgrößen hervor, die Vorträge halten, auch sonst sich wichtig thun und das große Wort führen. Einem Manne von Geist sind solche Vereine unerträglich; aber nie würde er die Grausamkeit begehen, jenen unschuldigen, naiven Gemütern ihre Illusion zu zerstören. Sie fühlen sich dort glücklich, und damit haben die Vereine ihren Zweck gewiß erfüllt. Wenn sich aber zwei edle Ritter, Krapülinski

und Waschlapski, zusammenthun und einen litterarischen Konvent gründen, mit einem Mal sich aufblasen, zuerst andere und dann sich selbst belügen, aller Welt auf dem Wege der widerlichen Reklame kundgeben: sie wollen das verödete Judentum neu beleben, sie wollen die verloren gegangene jüdische Wissenschaft fördern, sie werden dem Judentum neue Gedanken zuführen, und die Führung unseres Stammes an sich reißen. Wenn man ferner sieht, daß viele Arglose auf diesen Leim gehen und einige ehrgeizige Protzen diese „Bewegung" reichlich mit Geld unterstützen und gar selbst Vorträge halten; wenn schließlich selbst unsere Rabbiner freiwillig abdizieren und ihre vornehmste Pflicht, die Gemeinde zu belehren, auf einige dreiste Wortmacher abwälzen, welche ihren Beruf, mit alten Kleidern zu handeln, verfehlt haben: dann wird die Sache zum öffentlichen Aergernis, dann ist es die Pflicht eines jeden wahrheitsliebenden Mannes, dagegen seine Stimme zu erheben. Gewiß ist dies unserer nicht würdig und wir könnten Besseres thun, als auf die Wanzenjagd zu gehen. Aber wenn das fernere Verweilen in unserem Hause vor so vielen Wanzen unmöglich gemacht wird, dann ist auch das Amt eines Kammerjägers ein verdienstvolles. Es wäre sehr traurig, wenn unsere Liebe zu unserem Stamme da Halt machen sollte, weil wir uns für vornehm hielten.

Wer sind die Männer, welche sich der Führung unseres Geisteslebens bemächtigt haben? Ich griff ja nur den einen heraus, weil er mir gerade in den Wurf kam. Gemeint sind sie sämtlich, die Hausierer mit der jüdischen Wissenschaft. Da sind Männer, welche keine Zeile je von Manasse ben Israel gelesen, ja auch nur lesen können: ihr ganzes Wissen schöpfen sie von Grätz und, um nur die Zeit auszufüllen, operieren sie mit Phrasen und Ueberschwänglichkeiten; das wollte ich geißeln. Die guten Königsberger meinen, ich hätte ihnen Unrecht gethan; jener Vortrag sei unentgeltlich gehalten worden. Nun, da bin ich wirklich im Unrecht. Ich habe vor etwa fünfzehn Jahren in der „Stadt der reinen Vernunft" längere Zeit gelebt. Die Straßen waren damals zum Erbarmen schmutzig, aber unter der Bürgerschaft, der jüdischen wie der christlichen, herrschte ein feiner, gebildeter Ton. Man hätte zu jener Zeit das litterarische Bedürfnis keineswegs in irgend einem Ramschbazar gedeckt, weil es da ein wenig **billiger** sei.

Es wurde angedeutet, ich thäte besser, selbst etwas zu schreiben, anstatt an den mißlichen Erscheinungen Kritik zu üben. Richtig — etwas zu schreiben. Ja, aber für wen denn? Die Wertheime und Lubasche unserer Litteratur lassen ja keine ernste Arbeit aufkommen. Schleuderpreise und schlechte Ware, das ist die Losung. Krapülinski und Waschlapski beherrschen den litterarischen Markt und das Publikum läßt sich täuschen. Ich muß da ein köstliches Geschichtchen aus eigener Erfahrung zum Besten geben. Vor Jahren verlief ich mich einmal in den Litteraturverein, wo ich einen Vortrag hielt. Es geschah dies in freier Rede und ich kann mich nicht aller Einzelheiten erinnern; wohl aber entsinne ich mich, daß ich des ergreifenden liturgischen Gedichtes, des im Leoninischen Metrum (mischqal abâsi) gehaltenen עת שערי רצון להפתח erwähnte und auf die schwache Nachahmung desselben von Maimonides hinwies. Nach Beendigung des Vortrages wurde eine Diskussion eröffnet und ich wurde gefragt, ob ich noch andere poetische Erzeugnisse von Maimonides kenne. Auf meine Bemerkung, daß ich mich nur noch eines anderen liturgischen Stückes von demselben Gelehrten erinnere, das aber poetisch nicht wertvoller ist, wurde ich vom Vorstandstisch rektifiziert: „Wir hätten ja von Maimonides das אוחילה לאל." (Einleitung zur Aboda am Versöhnungstag nach dem deutschen Ritus). — Tableau!

Ich schließe vorläufig. Nur noch eine persönliche Bemerkung: Von verschiedenen Seiten habe ich mündlich und schriftlich Zustimmungen erhalten; in fast rührender Weise wurde mir der Dank für mein Auftreten ausgesprochen. Das schmerzte mich sehr. Ist es denn schon so weit mit uns gekommen, daß ein mutiges Wort solches Aufsehen erregt? Die Anfragen, wann denn mein satyrisches Lustspiel über den Litteraturvereins-Rummel erscheinen werde, auf das man so gespannt sei, beantworte ich dahin, daß die Arbeit nur langsam vorwärts kommt. Da mein Lustspiel keineswegs für ein Berliner Theater bestimmt ist, so darf es nicht allzu schlecht sein, und gute Arbeit will Weile haben.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 22. April.

— **An die Repräsentanz der Berliner Gemeinde** sind die folgenden Zeilen gerichtet. Möge der Umstand, daß sie den Weg durch die Redaktion unseres Blattes gewählt, ihrem Inhalt keinen Eintrag thun; sie sind der Beachtung weiterer Kreise und der Berücksichtigung seitens der Gemeindevertretung wert. Und nun mögen die Zeilen für sich selbst sprechen. Sie lauten: Nachdem die neue Repräsentanten-Versammlung seit einigen Monaten ihre Thätigkeit aufgenommen und sich bereits mit Fragen mannigfacher Art beschäftigt hat, ist es wohl an der Zeit, sie auf einen Mißstand der inneren Verwaltung aufmerksam zu machen, mit dem sich zu befassen sicher eine dankenswerte Aufgabe ist. Wir meinen die Frage: in welcher Weise sind die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse der Bureau-Beamten der Gemeinde geregelt? Man wird da auf ganz sonderbare Verhältnisse stoßen. Ueberall, in Staat und Kommune, machen sich seitens der Angestellten seit langem Bestrebungen nach Einführung eines Normalbesoldungsetats und Altersstufengesetzes geltend, und hat es sich die unabhängige Presse stets angelegen sein lassen, diese berechtigten Forderungen zu unterstützen. Für die Bureau-Beamten der jüdischen Gemeinde bestehen bisher nach gedachter Richtung hin keinerlei Normativ-Bestimmungen, und es ist daher notwendig, daß hier einmal gründlich Wandel geschaffen werde. Das „Gleiche Recht für Alle" gilt wohl auf keinem Gebiete mehr, als auf diesem; trotzdem hat die Gemeinde-Verwaltung bisher weder für Anstellung, Besoldung, noch Pensionsberechtigung der Bureau-Beamten irgend welche Normen geschaffen. Das **Wohlwollen** spielt in dieser Angelegenheit eine gewaltige Rolle, und **Wohlwollen und Willkür** sind leider nur gar zu oft gleichbedeutend. Beamte gleicher Kategorie werden mit völlig ungleichen Gehältern angestellt; für die Steigerung der Gehälter, sowie für den Eintritt der Pensionsberechtigung besteht kein Gesetz, ebensowenig besteht ein solches, nach welcher

Dienstzeit die lebenslängliche Anstellung zu erfolgen hat. Befähigte Beamte kann die Gemeinde selbstverständlich nur gebrauchen und sollte man, nachdem die Befähigung erwiesen ist, Licht und Schatten gleich verteilen und nicht die Gehälter in geradezu schreiender Weise variieren lassen. Durch solche Zustände wird nur Unzufriedenheit gesät und die Arbeitsfreudigkeit unterbunden. Wenn nun den Beamten auch das verfassungsmäßige Recht der Koalition zusteht, so wird von diesem kein Gebrauch gemacht, da einer großen Anzahl von Angestellten bei dem herrschenden System wohl ist. Also, wie gesagt, eine lohnende Aufgabe wird es für die Herren Repräsentanten sein, schleunigst eine Prüfung der einschlägigen Verhältnisse zu bewirken; und wird Remedur geschaffen, so ist der Zweck dieser Auseinandersetzung erfüllt.

— **Eine Reichsgerichtsentscheidung** über die Anstellungsverhältnisse der jüdischen Kultusbeamten teilt die „Jurist. Wochenschrift" mit. In dem Urteile sind die folgenden Grundsätze aufgestellt worden: Die Regierung hat nach dem Gesetz vom 23. Juli 1847 über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden von den den Kultus betreffenden Einrichtungen der Synagogengemeinden nur insoweit Kenntnis zu nehmen und Entscheidungen zu treffen, als die öffentliche Ordnung ihr Einschreiten erfordert. Die gewählten Kultusbeamten dürfen in ihr Amt nicht eher eingewiesen werden, bis die Regierung erklärt hat, daß gegen ihre Annahme nichts zu erinnern ist. Bei dieser Erklärung hat die Regierung außer den Förmlichkeiten der Wahl nur darauf Rücksicht zu nehmen, ob die gewählten Kultusbeamten unbescholtene Männer sind. Weder der Wortlaut noch der Sinn und Zweck dieser Bestimmungen stehen der Auffassung des Vorderrichters entgegen, daß sich diese nur auf die erste Wahl und die Einweisung in das Amt, nicht aber auf den Fall beziehen, wenn es sich darum handelt, einen bereits bestätigten und im Amt befindlichen Kultusbeamten darin noch länger zu belassen. Nicht durchgreifend erscheint die Erwägung, daß sich inzwischen Bedenken gegen die Unbescholtenheit des Kultusbeamten ergeben haben könnten, da ja der Aufsichtsbehörde auch während des noch bestehenden Vertragsverhältnisses die Befugnis zusteht, im Interesse der öffentlichen Ordnung einzuschreiten und nötigenfalls die Entfernung des Betreffenden aus dem Amte herbeizuführen.

— **Antisemitische Statistik.** Das Agrarier-Organ, die „Dtsch. Tagesztg.", fühlt das Bedürfnis, seinen Agitationsstoff durch antisemitische Beigaben wieder etwas vielseitiger zu gestalten. Es fühlt sich beunruhigt durch den großen Prozentsatz der israelitischen Zöglinge höherer Lehranstalten und meint, die Israeliten könnten dadurch in den führenden Ständen ein Uebergewicht erhalten und einen Einfluß nicht nur auf die Gestaltung unserer Verhältnisse, sondern auch auf die Empfindung und Denkweise des Volkes gewinnen, der dem deutschen Wesen und dem deutschen Christentume ungeheuer gefährlich werden könne. Das ist wieder dieselbe alberne Unterscheidung zwischen jüdischer und deutscher Denkweise, mit der die Antisemiten auf die Urteilslosigkeit ihrer Anhänger zu spekulieren pflegen. Uebrigens ist die ganze Statistik, auf welche das Bündlerblatt sich bezieht, so einseitig wie nur möglich. Es wird nämlich nicht der geringste Unterschied zwischen Stadt und Land gemacht, obwohl doch eigentlich nur die städtischen Orte mit höheren Lehranstalten einen Vergleich gestatten, und hier die Israeliten in größter Anzahl ansässig sind. U. a. wird auch Sachsen als ein Land mit einem übergroßen Prozentsatz israelitischer Schüler höherer Lehranstalten aufgeführt; bekanntlich wohnen in Sachsen aber überhaupt nur sehr wenig Juden, so daß hier schon ein paar Kinder den hohen Prozentsatz ausmachen können. Aber freilich ist es den Antisemiten um nichts weniger als um objektive Betrachtungen zu thun; sie stellen kritiklos einige allgemeinen Zahlen zusammen, um daraus ihre Forderungen auf Ausschluß der Juden von öffentlichen Aemtern u. dgl. herzuleiten.

— **Die Rabbinatsprüfung in Elsaß-Lothringen.** Im „Sprechsaal" der „Straßb. Post" nimmt ein „Civis" von Zeit zu Zeit das Wort, um vor der breiten Oeffentlichkeit Angelegenheiten der jüdischen Gemeinden zu besprechen. Die Auseinandersetzungen sind häufig sehr interessant. So auch die letzte, die sich mit der Vorbildung der Rabbiner befaßt. In Nummer 288 des genannten Blattes finden wir folgende Anregung: Der Staat bewilligt dankenswerterweise jährlich eine erhebliche Summe zu Stipendien für elsaß-lothringische Studierende an die Rabbinerseminare in Breslau und Berlin. Die Gewährung eines solchen Stipendiums sollte künftig nur unter der Bedingung erfolgen, daß der Bewerber sich verpflichtet, auch die Entlassungsprüfung an einem dieser Rabbinerseminare zu bestehen. Sonst dürfte leicht der Fall eintreten, daß minderwertige Studierende das Rabbinerseminar vor bestandener Abgangsprüfung verlassen, um sich hier im Lande der Prüfung vor den Oberrabbinern zu unterziehen. Diese Prüfung kann jedoch von Urteilsfähigen darum nicht als gleichwertiger Ersatz anerkannt werden, weil ein Oberrabbiner durch die Seelsorge in der Gemeinde des Konsistorialhauptortes sowie durch die Aufsicht über die Rabbiner, Vorsänger und Schächter des ganzen Bezirkes viel zu sehr in Anspruch genommen ist, als daß ihm Zeit bliebe, den Fortschritten der theologischen Wissenschaft auf allen Gebieten (Bibelexegese, wissenschaftliches Talmudstudium, jüdische Geschichte und Litteraturgeschichte, Religionsphilosophie und Pädagogik) andauernd zu folgen. Dem Staate aber muß offenbar viel daran liegen, daß hinfort nur Männer von ganz unzweifelhafter wissenschaftlicher Tüchtigkeit zur Anstellung als Rabbiner im Lande gelangen." — Zwei Tage später springt der bekannte Unus pro multis dem „Civis" bei; er bezeichnet die Ausführungen desselben als wahr und zutreffend; jeder Rabbiner müsse die theologische und Rabbinatsvollprüfung bestanden haben, — die Prüfung vor den Oberrabbinern sei als solche nicht anzusehen, — es würde alsdann sicher manches Störende in den Kanzelreden verschwinden. — Ob das Konsistorium auf diesen Rippenstoß reagieren wird?

— **Dank vom Hause Antisem.** Wir lesen in der Prager „Politik": Die „deutschfreundlichen Israeliten" — wie der selige Dr. Schmeykal, der insgeheim ganz gehörig antisemitelte, zu sagen pflegte, — die „deutschfreundlichen Israeliten" gehören bisher zu den opferwilligsten Geldgebern des Deutschen Schulvereins. Sie heimsen jedoch dafür wenig Dank ein. In Saaz fand an einem der letzten Tage die Hauptversammlung der dortigen Frauen- und Mädchenortsgruppe des Schulvereins statt. Bei derselben scheint es zu einem recht scharfen

antisemitischen Renkontre gekommen zu sein, das mit dem Austritte der sämtlichen christlichen Frauen aus der Ortsgruppe seinen vorläufigen Abschluß fand. Also geschehen im liberalen Saaz. Darf man sich da wundern, wenn in den nationalen Wetterwinkeln der Boykott gegen die „deutschfreundlichen Israeliten" im Schulverein mit größter Rücksichtslosigkeit geführt wird?

— **Der Antisemitismus in Frankreich** macht Fortschritte. Die rastlosen und durch reiche Geldmittel unterstützten antijüdischen Agitationen sind nicht ohne Erfolg geblieben. Wer die Drahtzieher des französischen Antisemitismus sind, ist glücklicherweise allen bekannt. So wird eben jetzt ein sehr interessanter Brief mitgeteilt, den der Redakteur Aubey von der „France", die seinerzeit die Namen der „104 Panamaleute" zusammenlog, an Dr. Favre geschrieben hat. Aubey schreibt: „Die „France" wird in nächster Zeit wieder eingerichtet werden. Wir wollen gründlich den großen antisemitischen, antienglischen und muhammedanischen Feldzug führen. Glauben Sie, daß M. de Morès mit uns marschieren wird? Sollte es der Fall sein, so fragen Sie ihn, bitte, um Rat und überrumpeln gewissermaßen im Notfall seine Entscheidung, wenn er noch schwankt. Wir wollen unbedingt marschieren, ohne daß uns etwas hindern soll, bis wir unser Ziel erreicht haben. Ich sehe ein, daß man unverzüglich zur Hilfe kommen muß, und bemerke noch, daß wir hinreichende Kapitalien zur Verfügung haben, so daß wir nichts zu fürchten brauchen." — Erheuchelter Patriotismus und hinreichende Kapitalien — unsere Glaubensgenossen in Frankreich werden auf der Hut sein müssen.

— **Tod eines judenfreundlichen Domherrn.** Aus London wird uns geschrieben: Vor einigen Tagen verschied hier ein christlicher Geistlicher, dessen Verlust nicht nur von seinen Pfarrkindern beklagt wird, sondern auch von einem weiten Kreise von Freunden und Bewunderern, unter welchen sich mehrere Mitglieder unserer eigenen Religionsgemeinschaft befanden. Der Rev. Robert Charles Jenkins, Pfarrer von Syminge und Domherr der Canterbury-Domkirche, der das hohe Alter von 81 Jahren erreichte, war wohl bewandert in der Glaubenslehre und in alten Kirchenbüchern. Seine Hauptwerke sind „Das Leben des Kardinals Julian" und die „Diözesen-Geschichte von Canterbury". Er war auch ein fleißiger Student der hebräischen Sprache. Dankbaren Herzens sprach er oft von den Anregungen, die er in dem Unterrichte des Prof. Heymann Hurwitz empfangen, und im Laufe seiner Studien der heiligen Schrift hatte er nicht selten den seligen Oberrabbiner zum Führer und Interpreten. Die so begonnene Bekanntschaft führte zu einem starken Freundschaftsbande zwischen dem Domherrn und dem jetzigen Oberrabbiner. So oft Dr. Adler nach Folkestone kam, sprach er in der Syminge-Pfarre vor. Als 1876 ein bigottes Kirchenlicht, der Rev. Conder, das mosaische Gesetz herabsetzte und lächerlich zu machen suchte, veröffentlichte der Domherr Jenkins eine Flugschrift, in welcher er zeigte, wie thöricht es ist, das Christentum auf Kosten des alten Testaments erheben zu wollen, und er unterstützte seine Beweisführung durch zahlreiche Citate aus den Kirchenvätern, mit deren Schriften er sehr vertraut war. Die Verfolgungen der Juden in Rußland fachten seine glühende Entrüstung an, und er veröffentlichte in der „Jewish Chronicle" Briefe und Verse, aus welchen eine rührende Sympathie mit den Leidenden sprach. Die Freundschaft zwischen dem Domherrn Jenkins und dem Oberrabbiner Dr. Adler findet manche erfreuliche Analogie in der jüdischen Geschichte. Die deutschen Humanisten verdankten ihre gründliche Kenntnis des Hebräischen dem Unterrichte gelehrter Juden. Reuchlin, der erste Christ, der eine hebräische Sprachlehre verfaßte, war ein Zögling des jüdischen Arztes und Rabbis Obadjah Sforno, der einen volkstümlichen Kommentar zum Pentateuch schrieb. Der Kardinal Egidio de Viterbo studierte hebräische Sprachlehre und Kabbala unter Elia Lewitas. Ein solcher Verkehr und Gedankenaustausch muß einen heilsamen und bildenden Einfluß ausüben.

— **Die hebräische Sprache wird modern** — in London. Es ist die englisch-jüdische Damenwelt, die sich dem Studium der Sprache unserer Propheten widmet; und wenn englische Damen studieren, so schaut etwas dabei heraus! England hat Schriftstellerinnen wie Elisabeth Barett Browning, George Elliot, Mrs. Humphrey Ward aufzuweisen, deren Gelehrsamkeit sich nicht auf Buchstabenklauberei beschränkte, sondern dazu diente, Kunstwerke ersten Ranges zu schaffen. In gleicher Weise scheinen die hebräischen Studien der jüdischen Damen in London die herrlichsten Früchte zu versprechen. Die „Jewish Chronicle" bringt in ihrer vorletzten Nummer eine Uebersetzung des „Jigdal" von Florence Ahronsberg, die volltönig und doch knapp, dem dogmatischen Inhalt entsprechend, das Orginal vortrefflich reflektiert. Aber Florence Ahronsberg ist nicht die einzige Dame, die genug Hebräisch weiß, um sich an eine Uebersetzung mittelalterlichen Poesie zu wagen. Frau Henry Lucas hat mehrere Gedichte von Jehuda Halevi und Ibn Giat in meisterhafter Weise ins Englische übersetzt, und Miß Nina hat soeben ein Klagelied von Meir Rothenburg für die „Jüdische Vierteljahrschrift" übertragen. Eine Miß Elsie Davies hat sogar einen Aufsatz „Ueber die Frau im Midrasch" zustande gebracht, in welchem sie zahlreiche Midraschstellen in englischer Uebersetzung zitiert.

— **Der Zickzackkurs in Rußland** wird von den maßgebenden Kreisen noch immer inne gehalten. Trotzdem Volk und Gesellschaft ihre Unzufriedenheit mit der gegen die Juden gerichteten Regierungspolitik lauten Ausdruck geben, bewegt sich diese dennoch in ihrem alten Geleise, und es hat sogar den Anschein, als ob die Machthaber der Gegenwart besonderen Eifer entwickeln würden, um ja nicht den unter Alexander III. herrschenden Idealen untreu zu werden. Man benützt jeden unbedeutenden Anlaß, um neue Beschränkungen gegen die Juden zu schaffen. Und auffallend ist es, daß die Judenverfolgungen zu einer und derselben Zeit in den entgegengesetzten Richtungen des Reiches eingeleitet wurden. Aus Kiew und Warschau, aus Kowno und Tschernigow, aus Cherson und Rostow am Don liegen Berichte vor, die deutlich dafür sprechen, daß die Hoffnungen, welche die Optimisten auf den Regierungswechsel im Zarenreiche setzten, durchaus trügerisch waren. Herr Pobedonoszew, der Oberprokuror des heiligen Synod, dessen Stern nach dem Tode Alexanders III. zu versinken schien, hat leider seinen Einfluß auf die innere Politik des Reiches nicht im geringsten eingebüßt. Sein

neulich dem Zaren unterbreiteter Rechenschaftsbericht, in welchem die Juden gründlich angeschwärzt wurden, erzielte den gewünschten Erfolg. Ausweisung von Juden aus den Dörfern, die im vorigen Jahre eingestellt war, ist in jüngster Zeit wieder aufgenommen worden. In anderen Marktflecken werden die Bauern durch Polizisten verhindert, bei Juden zu kaufen, so daß viele Familien, deren Ehrlichkeit die Bauern selbst preisen, an den Bettelstab gebracht werden. Die Maschine des russischen Staatsschiffes bewegt sich im alten Geleise, und dem mächtigen Zarenreiche mangelt es an Männern, die ehrlich wären, um dieses Schiff auf die Bahn der Toleranz und Gerechtigkeit zu lenken.

— **Rekrutierung der Toten.** Ein Jude in Witebsk wurde im Jahre 1894 benachrichtigt, daß sein Sohn, der vor einigen Jahren gestorben ist, sich zum Militärdienste zu stellen habe. Die Polizei that ihr Mögliches, um den fehlenden Rekruten aufzufinden, und da ihr das natürlich nicht gelang, verurteilte sie den Vater des Toten zu einer Geldstrafe von 300 Rbl.; nach vielen Irrungen und Wirrungen ward die Buße jedoch später aufgehoben. Jetzt ist aber plötzlich dem alten Juden mitgeteilt worden, daß, wenn sein Sohn sich nicht sofort zum Militärdienste stellen werde, ihm, d. h. dem Vater die gesetzlich festgesetzte Strafe auferlegt werden würde.

— **Dr. Aaron Weiß**, Rabbi der Rodef Schalom-Gemeinde in New-York, ist gestorben. Dr. Weiß war keine sogenannte Leuchte. Er besaß ein umfangreiches jüdisches Wissen, aber man konnte nicht sagen, daß er ein tiefer Gelehrter war. Auch war er kein glänzender Redner — aber er war mehr als das, er war ein Volksmann und Volksredner. Er verstand es, sich dem Erfassungsvermögen seiner Zuhörer anzupassen, ihren Geist zu fesseln, ihr Herz zu gewinnen und für die Zwecke des religiösen Denkens und Fühlens gefangen zu nehmen. Als er vor mehr als zwanzig Jahren an die Spitze der Rodef Schalom-Gemeinde berufen wurde, war dieselbe eine der orthodoxesten. Sein Vorgänger Dr. Hahn, welcher jetzt die Theologie an den Nagel gehängt hat und sich dem Advokatenstand in Cleveland zugewendet, war ein Fanatiker in des Wortes vollster Bedeutung. Aber die amerikanische Luft zersetzte seinen Glauben, so daß aus dem orthodoxen Saulus ein reformatorischer Paulus wurde, dessen Glaubensbekenntnis stark nach agnostischer Ungläubigkeit roch. Unter Weiß's Führung wurde die Gemeinde zwar reformiert, aber nicht radikalisiert, und sie nahm so sehr an Mitgliedern zu, daß sie die Clinton Str. verlassen und den Tempel an der 63. Str. von der Beth El käuflich erwerben konnte, nachdem letztere den Prachtbau an der 5. Avenue aufgeführt. Einer seiner Söhne, Rev. Stephen S. Weiß, welcher sein 25. Jahr noch nicht erreicht hat, genießt bereits einen beneidenswerten Ruf als Kanzelredner und fungiert schon seit zwei Jahren an der B'nai Jeschurun-Gemeinde in Madison Ave. Ein zweiter Sohn, Otto Irving Wise, vorteilhaft als Advokat bekannt, ist auch als republikanischer Politiker thätig und wird sein Name häufig unter den praktischen Politikern genannt.

St.

Feuilleton.

Die Zerrissenheit des Lebens.

(Eine zeitgemäße Betrachtung.*)

„Thasria und Mezora“ — seltsame Schriftabschnitte, die von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Worte nichts enthalten als medizinische, hygienische, gesundheitspolizeiliche und ähnliche Verordnungen und Vorschriften. Wie kommt Saul unter die Propheten? Wie kommen diese zur religiösen Betrachtung so ungeeigneten Abschnitte in die Thora? Ist die Thora nicht ein Religionsbuch für das Judentum? Was haben gesundheitspolizeiliche Vorschriften mit Religion und Judentum zu thun?

Wir modernen Menschen können das heutzutage nicht gut verstehen. Wir sind gewöhnt, das ganze Leben in Rubriken einzuteilen, hier die Gesundheitspflege, dort das Staatsgesetz, dort die Moral, dort die Philosophie, dort die Religion! Jedes hat seine besondere Zeit und seinen besonderen Platz — oder auch Plätzchen. Eins hat mit dem anderen nichts zu thun. Da kann einer als Philosoph Gott und Seele und alles Uebersinnliche leugnen und dennoch der Religion seine Reverenz machen und eifrig Kirchen und Synagogen besuchen; da kann ein anderer als Frommer bekannt und berühmt sein, als Zaddik und Chosid, und dennoch bedenklich mit der Moral und dem Staatsgesetze selbst auf gespanntem Fuße leben. So gährt eine riesige Kluft in unserem modernen Leben, die Einheit des Lebens ist zerstückelt, auseinandergerissen, und Zerrissenheit, äußere wie innere Zerrissenheit, ist die Folge dieser Lebensteilung.

Freilich ist diese Zerstückelung des Lebens nicht nur modern; sie ist vielmehr eine Erbschaft des Altertums. Bei den alten Völkern, bei Griechen und Römern hat diese Zerrissenheit ihren Ausgangspunkt genommen. Da gab es eine besondere Moral, die mit der Religion nichts zu thun hatte, die tausendmal edler war als die Religion. Da gab es eine Philosophie, die mit der Religion nichts zu thun hatte, die tausendmal weiser war als die Religion. Da gab es ein Recht, ein Staatsgesetz, das mit der Philosophie nichts zu thun hatte, das einen Sokrates zum Schirlingsbecher verurteilte, weil er den Glauben an die alten Heidengötter erschütterte. Wie das alte Heidentum in der Religion die Vielgötterei schuf und die Einheit nicht kannte, so kannte es auch im Leben keine Einheit, so schuf es jene Lebenszerstückelung, jene Zerrissenheit, an der die moderne Welt noch heute krankt.

Ganz anders das Judentum. Das Judentum der Thora und des Talmud und der Rabbinen kennt diese Einteilung des Lebens in Fächer und Rubriken nicht. Die Thora ist gar kein Religionsbuch, sondern ein Lebensbuch, und sie könnte das Wort jenes alten Dichters als Motto an ihrer Stirne tragen: „Nichts Menschliches liegt mir fern.“ הפך בה והפך בה דכלא בה Drehe und wende sie um, denn alles ist in ihr enthalten — alles: Moral und Religion, Gesetz und Recht, Philosophie und Geschichte, Heilkunde, Ge-

*) Gehalten am vorigen Sabbat, an welchem die Schriftabschnitte Thasria und Mezora verlesen wurden. Red.

sundheitspflege, alles, alles, was das Leben und die Lebensregelung des alten Israel betraf. Von unserer heutigen Rubrikeneinteilung des Lebens weiß die Thora nichts. Aus einer Quelle strömt alles: aus Gott. Ihre Philosophie lautet: Gott hat die Welt geschaffen und verpflichtet Dich, ihm zu gehorchen. Ihre Religion lautet: Gott gebietet Dir, ihm zu dienen; ihre Moral lautet; Gott gebietet Dir, sittlich zu sein; ihr Recht lautet: Gott gebietet Dir, diese חקים ומשפטים, diese Rechtssatzungen zu halten; ihre Heilkunde, ihre Gesundheitspflege lautet: Gott gebietet Dir, diese und jene Reinlichkeitsgesetze zu beobachten, diese und jene Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wie sie in den Schriftabschnitten Thasria und Mezora verzeichnet sind.

Gott ist die Einheit des alt-israelitischen Lebens, Gott und Gottes Willen (Theokratie). Darum heißt es überall וידבר ה': „Gott sprach", bei den zehn Sinaiworten, wie bei den hygienischen Vorschriften von Thasria und Mezora, bei den Rechtssatzungen über Mein und Dein, wie bei den — ins Gebiet der Architektur fallenden — Anweisungen zum Bau der Stiftshütte. Ja, wenn man nur die zehn Sinaiworte allein betrachtet — in wie viel Rubriken und Fächer würde sie das moderne Leben teilen. Das erste Wort gehörte ins Gebiet der Geschichte, das zweite und dritte ins Gebiet der Religion oder Religionsphilosophie, das vierte zum Teil ins Gebiet der sozialen Gesetzgebung, das fünfte und zehnte ins Gebiet der Moral, das sechste bis neunte ins Gebiet der Jurisprudenz, des Rechtes!

Und so wenig wie die Thora, so wenig weiß der Talmud, so wenig weiß das rabbinische Schrifttum von der modernen Zerstückelung des Lebens. Darum enthält ja der Talmud, noch mehr als die Thora, — weil das Leben mannigfaltiger, vielgestaltiger geworden war, — alles: Theologie, Philosophie, Medizin, Rechtsgelehrsamkeit, Moral, Politik, Gesundheitspflege; alle bekannten Wissenschaften: Geometrie, Astronomie, Soziales, Landwirtschaftliches, alles, alles, was das weite Leben umfaßt, und alles ist, wie in der Thora, Gottes Wille, Gottes Gebot. Und so erhält in Gott das vielgestaltige Leben seine Einheit und seinen Sammelpunkt, und so gähnt im echten alt-jüdischen Leben keine Kluft, keine jämmerliche Zerrissenheit, wie sie das moderne Leben kennzeichnet.

Diese Betrachtung ist zeitgemäßer als es scheint. Ein Schrei der Entrüstung geht durch unser Vaterland über ein Opfer des Vorurteils, das in diesen Tagen die Zerrissenheit unseres modernen Lebens so klar gezeigt, wie selten. „Du sollst nicht töten", ist ein Gebot der Religion, zu der man sich bekennt. Aber der Ehrenkodex eines hochangesehenen Standes in unserem Vaterlande gebietet den Gegensatz zu der Religion, zu der man sich trotz alledem bekennt: „Du sollst töten", wenn Du nicht schimpflich aus unserem Stande ausgestoßen sein willst. Und hat man dem Ehrenkodex Genüge gethan, so kommt das Staatsgesetz und bestraft denjenigen, der dem Ehrenkodex des Standes mehr gehorchte, als dem Rechtskodex des Staates.

Da haben wir den ganzen Jammer der Zerrissenheit unseres modernen Lebens. Religion und Staat und soziales Leben gehen nebeneinander her, als wüßten sie nichts von einander. Man verletzt die Gesetze des Staates und nennt sich ganz besonders loyal, das heißt auf Deutsch gesetzlich; man bekennt sich mit besonderem Nachdruck zur Religion, aber man macht Ehrensatzungen, die ein Hohn auf alle Religion sind.

Wortgepränge ist unsere ganze so hoch gepriesene und bei jedem Anlaß betonte religiöse Zivilisation. Wir haben eine Religion, die nur in unserem Munde lebt, von der unser Herz nichts weiß und unsere Thaten nicht zeugen.

Oder findet die Religion Zutritt zum Leben? Findet sie Einlaß in der Gesellschaft? Wird ihr gehuldigt in Handel und Wandel? Wird ihr Gebot befolgt in der Diplomatie, in der Politik?

Die Religion ist gnädiglich erlaubt, so lange sie nicht stört, so lange sie sich nicht unbequem bemerkbar macht. Aber wehe der Religion, wenn sie sich erdreistet, ihren Mund gegen öffentliche Sünden aufzuthun, wenn sie es wagt, gesellschaftliche und soziale Schäden vor ihren Richterstuhl zu ziehen.

Dann heißt es: Kehre vor Deiner Thür! Wir lassen Dich in Frieden, drum laß auch uns in Frieden, liebe Religion. Kümmere dich um deine Kirchen und Synagogen, kümmere dich um deine Sprüchlein und Glaubensartikel, und schelte die sündige Seele weidlich aus, wenn sie darin zu wenig thut, aber bringe die Gesellschaft, bitte, nicht in Verlegenheit. Gesellschaft ist Gesellschaft, Politik ist Politik, Kavaliersbegriffe sind Kavaliersbegriffe und — Religion ist Religion.

So ist die Religion auf ein kärglich Brot gesetzt, so ist sie verbannt aus des Lebens verwirrenden Kreisen. Daher die Zerrissenheit, die durch unsere Menschheit geht: Der Friede ist von unserer Schwelle gerissen. Ein Wurm nagt am Herzen dieses ganzen Geschlechts, der Jammer nach Frieden, nach Lebenseinheit, nach harmonischer Lebensgestaltung.

Ob unsere Zeit, unsere Zivilisation vom alten vielverkannten Judentum lernen könnte? Nicht von den Juden; — Unsere Juden haben nicht minder viel zu lernen; — aber vom alten echten mosaischen und talmudischen Judentum. Die Gotteinheitslehre hat die Menschheit vom Judentum gelernt, die Lebenseinheitslehre muß die Menschheit noch von ihm lernen. Die Gotteinheitslehre hat die Menschheit zwar weiser aber nicht besser und nicht glücklicher gemacht, die Lebenseinheitslehre würde die Menschheit besser und glücklicher machen, jene Lebenseinheit, welche die Religion zum Gesetz und das Gesetz zur Religion erhebt; jene Lebenseinheit, welche die Sitte zur Sittlichkeit und die Sittlichkeit zur Sitte macht; jene Lebenseinheit, welche die Theologie zur Philosophie und die Philosophie zur Theologie wandelt; jene Lebenseinheit, welche Glaubensheuchelei und Modereligion aus dem Wörterbuch der menschlichen Sprache streicht, und welche die alte Feindschaft zwischen Glauben und Wissen in Freundschaft wandelt.

Reb Jomins Eidam.

Eine Drillichauer Geschichte. Von Manuel Schnitzer.

(Schluß.)

Man ist nie dahinter gekommen, ob der alte Jomin, mit der Einfalt seines Schwiegersohnes rechnend, diesem in der That das Städtchen als unumschränkten Bettelrayon zugewiesen habe und ob Peeritz, wenn dieses auch der Fall gewesen,

fest an die Wirksamkeit einer solchen Zuweisung glaubte. Thatsache ist, daß er zu glauben schien und zu glauben behauptete — und dies verlieh seinem Auftreten eine sichere Grundlage, seinem Benehmen jenen Stolz und jenen gewissen Hochmut, der oft Leuten, die auf ihr gutes Recht pochen können, eigen ist, jenen heiteren Gleichmut, der sich durch nichts erschüttern, durch nichts aus der Fassung bringen läßt. Dieser Glaube machte ihn unempfindlich gegen jede Beleidigung, gegen jeden Schimpf, jeden Vorwurf. Er lächelte nur, zwinkerte mit den Augen und gab sich den Anschein, als ob er den Scherz, den man sich gegen ihn erlaube, ganz gut verstehe und durchschaue. Dieser Glaube machte ihn schließlich zur Geißel, zum Brandschatzer des Städtchens, welches seiner nimmermehr ledig wurde. Unter allen Umständen hob er seine wöchentliche Steuer ein, sowohl von denen, die ohne weiteres, als auch von denen, die ungern damit herausrückten; er war in dieser Beziehung von einer den kräftigsten Widerstand überdauernden Geduld.

Dabei lag in der Art, wie er die verschiedenen Parteien behandelte, eine gewisse Methode, deren Zweckmäßigkeit nicht in Abrede zu stellen ist. In Häusern, wo die Leute ihn gerne sahen, gut traktierten und fortfuhren, ihm nach wie vor vier Kreuzer zu geben, überquoll er von Scherzen und Schelmereien, lobte das Essen und ließ sich herbei, den Frauen in einer Weise zu schmeicheln, die bei ihrer Plumpheit einer gewissen Anmut nicht entbehrte. So verabschiedete er sich von der Hausfrau nie anders als mit den Worten:

„Möchten Sie mir nicht einen einzigen Gefallen thun, liebe Frau?“

„Was wollt Ihr, Peeritz?“ wurde der Bursche gefragt, der lächelnd dastand und verlegen an seinem Barte zupfte.

„Bleiben Sie mir hundertundzwanzig Jahre gesund und schön, liebe Frau,“ antwortete er herzlich, indem er rasch, als fürchtete er, man könnte ihn zurückrufen und für diesen Wunsch besonders beschenken, das Zimmer verließ. Wenn man sich in solchen, ihm wohlgesinnten Häusern über seinen ungeheuren Appetit lustig machte, lachte er vergnügt mit und bestätigte auch wohl die Wahrheit dieser Thatsache durch ein oder das andere Geschichtchen.

„Soll mir Gott helfen,“ pflegte er zu sagen, „ich ess' gern gut und ess' gern viel, und was die Hauptsache ist — Hunger hab' ich immer. Seht Ihr, wie ich noch meinen Schwäher geführt hab' — Reb Jomin, lieber Hausherr, ist blind, dabei scharfsichtiger als der „gute Jüd“ — sind wir einmal über Schabbes geblieben in Czanice bei der kleinen alten Wirtshäuslerin, Babtscha nennen sie die Fuhrleute, weil sie trotz ihres hohen Alters immer noch hellen und heiteren Sinnes ist und jedermann freundlich bedient. Kurz, versteht Ihr? — Wir sind also dort, und die Babtscha bringt uns mittags eine große Schüssel mit gutem, fettem Essen. Gut! Wir machen uns drüber her. Reb Jomin spricht und ißt ununterbrochen, auch wenn er eine Frage stellt; denn wozu soll man reden, wenn man essen kann, Herr? Auf einmal hebt Reb Jomin die Hand, und eh' ich mich dessen verseh', hab ich Ihnen einen gewaltigen Patsch im Gesicht. — „Reb Jomin, was patscht Ihr mich?“ frag' ich ganz niedergeschlagen. — „Warum soll ich Dich gepatscht haben, Peeritz?“ sagt er. — „Na warum?“ frag' ich. — „Darum,“ sagt er, „ich red' in einem fort und ess' sehr viel: wie viel mußt Du erst essen, der Du das Maul nicht aufmachst zu 'nem Wörtel.“ — Und er hat wirklich recht gehabt, mein Schwäher . . . . .“

Wenn er Verständnis für seine Geschichten fand, d. h. wenn sie nach Gebühr belacht und belobt wurden, konnte er — freilich erst nach Beendigung des Mahles — stundenlang dasitzen und umringt von den Kindern des Hauses, deren Augen an den behaglich schmunzelnden, einem Würstchenpaare nicht unähnlichen Lippen des Bettelburschen hingen, der in seinem Sabbatstaate bürgerlich genug aussah, und die Gesellschaft so lange ergötzen, bis diese, helle Lachthränen im Auge, ihn inständig bat, aufzuhören.

Begreiflicherweise drehten sich seine Schwänke alle entweder um seinen Schwiegervater oder um seinen Appetit, oder auch — und dies war am häufigsten der Fall — um beide zugleich.

„Mein Schwäher,“ erzählte er oft, „mein Schwäher pflegte zu sagen: „Peeritz, mein Kind, ich ess' wie ein blinder Mensch, Du wie ein blind' Pferd.“ — Oder jene Geschichte, deren Pointe in Drillichau heutigentags noch ein geflügeltes Wort ist: „Da sind wir einmal beide beim Rabbi zu Gast; bei Tisch sagt Reb Jomin, indem er den Kopf hebt und scharf zu mir hinhorcht: „Peeritzl, mein Kind, iß doch, iß doch . .“ und das sagt er ein paarmal. — Der Rabbi schaut zu mir hinüber und wundert sich über die Rede meines Schwähers, da er sieht, daß ich ordentlich zugreife, und er sagte verweisend: „Jomin, was wollet Ihr denn von Peeritz, er ißt doch. . .“ „So?“ schreit mein Schwäher, „essen thut er? — Das heißt Ihr essen, Rabbi? — Bei mir heißt das fressen!“

Ein mitleidiges Lächeln besaß Peeritz für jene Leute, welche, wenn sie ihn auf ihr Haus zukommen sahen, sich rasch in den Geschäftsladen flüchteten und die Thür desselben zweimal versperrten. Er wußte sehr wohl, daß dies weiche Naturen seien, unfähig eines energischen Wortes, unfähig einem Bittsteller von Angesicht zu Angesicht „Nein“ zu sagen; Schwächlinge, die sich lieber verbargen, als daß sie sich dieser Eventualität aussetzten, die widerwillig gaben, aber es am Ende doch thun mußten. Peeritz gegenüber nützten diese Manöver nicht im geringsten. Ruhig näherte er sich der versperrten Thür und drückte die Klinke. Hierauf schüttelte er verdrießlich den Kopf, daß es der Mann aus seinem Verstecke heraus sehen mußte, und entfernte sich mit schweren, allmählich verhallenden Schritten . . . nicht weit, nur bis unter das Fenster. Dort blieb er ein wenig gebückt stehen und wartete, bis der Krämer vorsichtig die Thür öffnete und auf die Straße hinausspähte. In diesem Augenblick stand Peeritz aber auch schon vor dem Zusammenfahrenden und sagte mit seinem breitesten Lächeln: „Ein' guten Tag, lieber Herr!“ Es ist niemals vorgekommen, daß ein derart Ertappter seine Steuer nicht entrichtet hätte.

Weit schwereren Stand hat er mit Männern, wie Herr Jacob Hirsch Bandmacher einer war, oder Herr Joachim Manasse Glücklicher und dessen Sohn. Das war eine Sorte von Leuten, die ihm gegenüber weder Furcht noch Respekt fühlten, die seine Rechte auf Drillichau weder im Ernst, noch im Scherz anerkennen wollten, Leute, die es wagten, ihn als ganz gewöhnlichen Dutzendbettler zu betrachten. Zwischen

diesen Männern und Peeritz gab es immer harten Streit und eine erbitterte Feindschaft, die unser Held auf die Frauen zu übertragen für gut fand. Wenigstens hatte er Frau Bandmacher aufs tiefste verletzt, als er einmal als Gast ihres Tisches, von dem Inhalt eines mürrisch hingeschobenen Tellers kostend, die unschuldige Frage stellte:

„Liebe Hausfrau," — er hob von der Speise etwas Weniges mittels der Gabel in die Höhe und machte ein recht einfältiges Gesicht — „liebe Hausfrau, was ist das da?"

„Nudeln mit Zucker und Zimmt," sagte sie.

„Nudeln?" wiederholte er im Tone höchster Verwunderung — „Nudeln? Nach dem Geschmack hätt' ich geglaubt, es ist Sauerkraut."

Wenn Peeritz irgend jemanden in der Welt haßte, so waren es die wenigen Familien, in denen man ihm nicht mit jener Achtung und jenem Wohlwollen entgegenkam, welche er nun einmal beanspruchte. Aber er nahm dies nicht so ohne weiteres hin, jede Demütigung, die man ihm anthat, vergalt er.

Herr Joachim Manasse gab ihm einmal einen halben Kreuzer.

Peeritz faßte die Münze ganz sanft zwischen Daumen und Zeigefinger und legte sie anscheinend mit äußerster Vorsicht auf die innere Fläche der ausgestreckten linken Hand, die er nun unter fortwährendem Kopfschütteln den sich langsam vergrößernden Augen nahebrachte. Sodann blies er seine Wangen auf und pustete kräftig auf das kleine Geldstück, so daß es zu hüpfen begann; hierauf nahm er es wiederum mit derselben ängstlichen Vorsicht herab und ließ es, während er sein Ohr der Tischplatte nahebrachte, klingen.

„Was treibt Ihr da, Peeritz, macht, daß Ihr fort kommt!" schalt Herr Joachim Manasse.

Peeritz unterbrach seine Manipulation nicht einen Augenblick, hob aber den Kopf ein wenig in die Höhe und bemühte sich, dumm dreinzuschauen.

„Lieber Herr, mir scheint," er kratzte sich wie in tiefster Verlegenheit hinter dem Ohr, „mir scheint, das ist ein falscher Kreuzer."

„Geht mir mit Euren Dummheiten, Ihr wißt ja ganz gut, daß es kein Kreuzer ist, sondern ein halber."

„Ein halber?" rief Peeritz erstaunt, „nehmt mir's nicht übel, Herr; hab' ich doch so was noch nie gesehen!"

Wiederum vertiefte er sich in den Anblick des Geldstückes, schüttelte den Kopf und wartete auf die Wirkung seiner letzten Worte.

„Bis jetzt," sagte er nachdrücklicher, „hat mir noch niemand einen halben Kreuzer gegeben —"

„Wenn Ihr's nicht zufrieden seid, so laßt es bleiben und scheert Euch zum Kukuk. Ueberhaupt weiß ich nicht, wie Ihr Euch untersteht, zu betteln, Ihr, so ein kräftiger Mensch, der arbeiten könnte —"

Peeritz hörte dies alles mit der größten Gemütsruhe an und zuckte nur mitleidig mit den Achseln.

„Lieber Herr," sagte er, „ich hab' keine Arbeit, glaubt Ihr? Wenn Ihr oder Eure Kinder einmal betteln geht, dann werdet Ihr schon sehen, wieviel Arbeit und Müh' man hat, bis irgend ein Knicker mit seinem Kreuzer herausrückt . . Wißt Ihr was? Gebt mir noch einen halben."

Rot vor Zorn hat der Hausherr die Thür aufgerissen. „Geht oder —"

„Was bemüht Ihr Euch, ich kann die Thür auch allein öffnen — ich werde gehen — meinetwegen — aber den halben Kreuzer könnt' Ihr noch zulegen. — Nein? — Gut, hat man Dir den halben Kreuzer gestohlen, werd' ich denken — ein Dieb will ja auch leben in der Welt, dazu hat ihn Gott einmal geschaffen — —"

Nach einer halben Stunde war Peeritz wiederum im Laden des Herrn Joachim Manasse. Dann kam er noch denselben Abend, dann am nächsten Morgen, bis er den zweiten halben Kreuzer in der Tasche hatte.

* * *

So trieb er es jahrelang. Peeritz wurde älter, aber er änderte sich nur insofern, als sein Auftreten immer sicherer wurde. Er nahm nicht mehr die lange Pfeife aus dem Mund, wenn er ein Zimmer betrat; sein Appetit wuchs mit seinen Jahren. Einmal traf er bei Herrn Glücklicher junior mit dem alten Herrn Joachim Manasse zusammen. Peeritz lächelte, Manasse wurde blau vor Wut.

„Ihr habt doch eben erst bei mir zu Mittag gegessen," schrie er, „und jetzt eßt Ihr noch einmal bei meinem Sohn?"

„Was wollt Ihr?" antwortete Peeritz ruhig und mit Würde, „ich hab' mir gedacht, bei einem wird man nicht satt und hab mich vorgesehen. Und dann, sagt, lieber Herr, seid Ihr nicht selbst hergekommen, um noch einmal zu essen?"

Einige Jahre darauf sammelte Peeritz Beiträge für die Mitgift seiner Tochter.

„Was gebt Ihr Eurem Eidam?" fragte man, „Drillichau etwa?"

„Solange ich noch gehen und mir mein Brot verdienen kann," sagte er lachend, „kriegt er's nicht; aber erben wird er's" . . . fügte er lustig hinzu.

Nun ist er schon längst tot. Unter den zahlreich durch Drillichau wandernden jungen und alten Bettlern findet man keine Peeritze, keine Jomins, keine Originale, keine Genies, keine Humoristen. Sie tragen wohl schäbige Atlaspekeschen, aber es ist nicht der alte Geist, der darin steckt. Nicht einmal ihr Appetit fällt auf. Der Nachwuchs ist mißraten.

Peeritz ist längst tot. Der Erbe hat sich aber bis zum heutigen Tage nicht gezeigt. In Drillichau denkt man des Toten noch, und wenn ein junger, rotwangiger Bursche, den Hut auf dem Kopfe, einen Laden betritt, fragt wohl der eine oder der andere Krämer: „Ihr, habt Ihr nicht Drillichau geerbt? . . ."

Hm, es giebt auch Leute, die den Kerl, ohne erst diese Frage zu stellen, einsperren lassen.

---

* **Auch ein Geschäft!** In dem gemietlichen Wien kursiert jetzt ein charakteristisches Zwiegespräch zwischen einem jüdischen Händler und einem fanatischen Luegerianer. Mit bekannter Zuvorkommenheit erkundigt sich jener bei diesem auf der Straße, ob er nicht „alte Kleider" zu verkaufen habe? Worauf der Luegerianer: „Kummen's mit, hob' was zu verkafen, und zwar i möcht' gern mei Wechsel —" — Händler: „O, solche Ware kauf ich am liebsten." — Luegerianer: „Aber lossen's doch a Menschen ausreden! I will Ihnen mei Wechsel-

fieber billig um zehn Neukreuzer hingeben.“ — Händler: „Das Geschäft ist geschlossen. Hier haben Sie zwei Kreuzer als Drangeld, und Sie behalten das Fieber, bis ich komm und es abhol.“

Hier und dort.

☆ **Berlin,** 19. April. Am 14. d. M. verschied nach längerem Leiden Herr Max Jacobius, betrauert von allen denen, die ihn gekannt. Der Entschlafene zeigte stets ein reges Interesse für alle Gemeindeangelegenheiten, verfolgte mit warmer Teilnahme die Bewegungen innerhalb des Judentums, und mit jüdischem Herzen das Streben aller Beamten des Judentums, ihre und der Ihrigen Zukunft sicherzustellen und die jede freie Entwickelung hemmende Abhängigkeit zu brechen. So war er Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Zentralvereins für die Interessen der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und der Hilfskasse für deutsch-israelitische Kultusbeamte, deren Witwen und Waisen, die ebenfalls hier ihren Sitz hat. Beide Vereine widmen dem Entschlafenen in der Tagespresse warme und ehrende Nachrufe. Er ruhe in Frieden!

* **Berlin,** 21. April. Am 16. d. M. hielt der Zentralverein für die Angelegenheiten der Jüdischen Gemeinde seine diesjährige Generalversammlung für alle Bezirke der Stadt im Saale des Vereins junger Kaufleute ab. Erster Gegenstand der Tagesordnung für die Bezirksvereine waren Ergänzungswahlen für die nach den Bestimmungen des Statuts ausscheidenden oder durch Tod erledigten Sitze im Vorstande der verschiedenen Bezirke. Die Ausscheidenden wurden zum größten Teil wiedergewählt; nur an Stelle verstorbener und solcher Mitglieder, die während der letzten Jahre an den Arbeiten des Vereins nur geringen Anteil genommen, wurden neue Mitglieder gewählt. Erster Gegenstand der Tagesordnung für die Generalversammlung war die Entgegennahme eines Berichtes des Herrn J. Weinberg über die Arbeiten des Vereins im verflossenen Jahre. Wie der Referent, so glauben auch wir einer ausführlichen Darlegung dessen, was der Verein im verflossenen Jahre geleistet, überhoben zu sein. Hätte er auch nichts weiter gethan, als die Propaganda für die Repräsentantenwahlen im November 1895 geleitet, er wäre des Dankes aller Anhänger seiner Bestrebungen sicher. Er hat die Opposition zum Kampfe und zum Siege geführt, darum spendeten die Zuhörer selbst dem kurzen Berichte langen Beifall. Sie hatten die Arbeiten des Vereins mitgethan, miterlebt und bedurften eines langen Berichtes nicht. — Aus dem Rechenschaftsberichte, vom Rendanten Herrn Moritz Fränkel erteilt, ist zu ersehen, daß die Agitation für die Repräsentantenwahl 7600 Mk. gekostet hat. Der Verein verfügt über eine Jahreseinnahme von etwa 2500 Mk., und das Rechnungsjahr schloß, trotz der horrenden, aber unerläßlichen Ausgaben für Wahlzwecke, mit einem Ueberschuß von 460 Mk. ab. Dem Rendanten wurde Decharge erteilt. — Punkt 3 betraf eine Statutenänderung, nach welcher dem Vorstand im Falle einer Vakanz das Recht der Kooptation zugesprochen werden soll. Ein dahinzielender Antrag wurde zum Beschluß erhoben. — In der hierauf folgenden Diskussion nahm Herr Red. Klausner als erster Redner das Wort. In längerer Rede polemisierte er gegen den Vorstand des Vereins, der das Verdienst um den Wahlerfolg am 28. November für sich allein in Anspruch genommen habe. Hierzu sei er nicht berechtigt. Ein höheres Verdienst hätten andere, die außerhalb des Vereins gestanden, das höchste die Wähler, die für die Kandidaten des Zentralvereins eingetreten seien. Dagegen sei der Vorstand ganz allein schuld, daß die Auswahl der Kandidaten in einigen Fällen nicht glücklich gewesen sei, und daß Männer, die hervorragend an der Wahlagitation und dem Wahlerfolge mitgewirkt, durch mißliebige Aeußerungen eines Vorstandsmitgliedes verletzt worden seien. Sowohl vom Vorstandstisch als auch aus den Reihen der Mitglieder wurde auf den scharfen Angriff scharf erwidert: Es sei nicht richtig, daß der Vereinsvorstand das Verdienst um den Wahlerfolg für sich in Anspruch nehme. Er reklamiere ihn jedoch für den Verein, der seit Jahren die Wähler aufzurütteln suche und sie auch am 28. November geführt habe. Für mißliebige Aeußerungen, die irgend jemand gethan haben soll, sei der Vorstand als solcher nicht verantwortlich. Fehlgriffe werden bei jeder Wahl zu verzeichnen sein, so lange Wahlen von Menschen geleitet werden, von Menschen, die einem Kandidaten nicht ins Herz schauen können. — Die Diskussion zog sich bis gegen Mitternacht hin, so daß für die Besprechung von wichtigen Gemeindeangelegenheiten keine Zeit mehr übrig blieb. Diese Thatsache ist ebenso bedauerlich, wie die Veranlassung zu der endlosen Debatte.

Berlin, 21. April. Ein hiesiges Antisemitenblatt erzählt über „Jüdische Bettelbriefe“ folgendes: „Von jüdischen Gemeinden Galiziens werden seit einiger Zeit Bettelbriefe in großer Menge versandt, in denen für angeblich hochbetagte, erblindete und vom Unglück betroffene Gemeindemitglieder um Gaben gebeten wird. Daß die Sache gewerbsmäßig betrieben wird, geht daraus hervor, daß uns schon von verschiedenen unserer Leser derartige Briefe, die ihnen zugegangen waren, eingesandt worden sind. Jetzt haben auch wir ein solches Schreiben von dem „Vorstande der israelitischen Kultusverwaltung“ eines Ortes in Ostgalizien erhalten, mit dem Ersuchen, einen Aufruf für einen angeblich 109jährigen, erblindeten Juden, der kürzlich abgebrannt sein soll, zu veröffentlichen. Gleiche Briefe sind aber, wie gesagt, schon vor längerer Zeit von dort versandt worden. Was das an uns gerichtete Schreiben aber besonders bemerkbar macht, ist der Umstand, daß ihm ein deutscher Fünfmarkschein beigelegt war; das Geschäft muß also ganz einträglich sein. Wir haben den Schein natürlich an den Absender zurückgesandt, hielten es aber für unsere Pflicht, unsere Erfahrungen zu Nutz und Frommen unserer Leser hier mitzuteilen.“ — Zu Nutz und Frommen unsrer Leser drucken wir diese Zeilen nach und wiederholen den Rat, den wir einzelnen gegeben, hier im allgemeinen: Für Bettelbriefe aus Galizien giebt es nur einen angemessenen Platz — den Papierkorb.

F. **Berlin,** 21. April. Am 18. d. Mts. fand eine außerordentliche Generalversammlung der „Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner zu Berlin“ statt. Der Vorsitzende erwähnte vor Eintritt in die Tagesordnung, daß Kollege Gutkind aus Cassel dem Verein brieflich seine Grüße zur Generalversammlung übermittelt habe. Nach Aufnahme

eines neuen Mitgliedes trat man in die Beratung über die Gründung eines Provinzialvereins jüdischer Lehrer für Brandenburg ein. Der Vorsitzende, Herr Dr. Adler, referierte über die Absicht der jüdischen Lehrer Brandenburgs, einen Provinzialverein zu gründen, und legte die Motive dar, welche es dem Vorstande angezeigt erscheinen ließen, der Versammlung den korporativen Beitritt der Vereinigung zu einem zu gründenden Verein warm zu empfehlen. Nach längerer Debatte erfolgte die Annahme des vom Vorstand empfohlenen Antrages mit allen gegen eine Stimme. Nach Erledigung der Tagesordnung kam es zu einem Meinungsaustausch über die Opportunität der Gründung einer Darlehnskasse, und der Vorsitzende wurde beauftragt, eine Diskussion über diese Frage auf die Tagesordnung einer der nächsten Sitzungen zu setzen. Schließlich wurde bestimmt, im Monat Juni eine wissenschaftliche Sitzung abzuhalten, welche sich mit dem Thema „Die unterrichtliche Behandlung der Schöpfungsgeschichte" beschäftigen solle. Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde Kollege Remack zum Referenten, Kollege Falkenberg zum Korreferenten über dieses Thema bestellt. Nach Schluß der geschäftlichen Sitzung vereinigten sich noch die meisten Mitglieder zu einem gemütlichen Beisammensein.

Frankfurt a. O., 15. April. Auf Einladung eines von den Herren Rabb. Dr. Cohn-Potsdam, Bähr-Prenzlau, Blumenthal-Frankfurt a. O. gebildeten Komitees traten am 8. d. M. in Berlin die in der Provinz Brandenburg amtierenden Rabbiner (außer den drei Genannten noch die Herren Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg a. H., Elsaß-Landsberg a. W., Hannes-Spandau, Rieger-Potsdam, Sandler-Schwedt a. O.) behufs Gründung eines Rabbinerverbandes der Provinz Brandenburg zusammen. Herr Dr. Cohn-Potsdam begrüßte die Versammlung, dankte den Kollegen für ihr vollzähliges Erscheinen, legte in großen Zügen die Ziele dar, die der Verband anzustreben habe, und wies auf den reichen Segen hin, der den einzelnen Kollegen und den Gemeinden der Provinz aus der zielbewußten Wirksamkeit des Verbandes erwachsen werde. Nachdem auf Vorschlag des Herrn Dr. Bähr-Prenzlau Herr Dr. Cohn zum Vorsitzenden und Herr Dr. Blumenthal zum Schriftführer der konstituierenden Sitzung gewählt worden, trat die Versammlung zunächst in die Generaldiskussion über einen von Herrn Dr. Cohn vorgelegten Statutenentwurf ein; in derselben begrüßen fast alle Anwesenden den zu gründenden Verband als einen Sammelpunkt für sonst leicht zersplitterte Kräfte, als autoritative Vertretung religiöser Bestrebungen gegenüber den Gemeinde- und staatlichen Behörden, als Mittel zur Hebung des Standesbewußtseins und zur Förderung der Kollegialität. Einige formelle Aenderungen des Entwurfs wurden einer aus den Herren Bähr, Blumenthal und Elsaß bestehenden Redaktionskommission überwiesen, und nach einer 1½ stündigen Mittagspause nach deren Vorschlägen angenommen. Hierauf wurde Herr Dr. Cohn-Potsdam zum Vorsitzenden, Herr Dr. Blumenthal-Frankfurt a. O. zum Schriftführer und Herr Dr. Bähr-Prenzlau zum Kassierer des Verbandes gewählt. Zum Schlusse erhoben sich die Anwesenden zu Ehren des Herrn Dr. Cohn, der trotz angegriffener Gesundheit die Verhandlungen geleitet hatte, von ihren Sitzen. So ist denn ein Rahmen für die gemeinsame Bethätigung edler Kräfte im Dienste des Judentums innerhalb der Gemeinden unserer Provinz geschaffen. Möge der Verband blühen, wachsen und gedeihen!

Stettin, 20. April. Dem Israelitischen Frauenverein hierselbst ist seitens des Ober-Präsidiums die Genehmigung zu einer Lotterie erteilt worden; es werden zum Teil wertvolle Kunst-, Wirtschafts- und Luxusgegenstände zur Verlosung kommen. Auf die zur Ausgabe gelangenden 12 000 Lose fallen über 1200 Gewinne, so daß mindestens jedes zehnte Los gewinnt.

Halberstadt, 14. April. Vorgestern und gestern beging die hiesige Gemeinde das Fest des hundertjährigen Bestehens ihrer Gemeindeschule „Haschorat Zwi". Eingeleitet wurde die Feier durch einen Festgottesdienst in der prächtig ausgestatteten Synagoge. Außer den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde und einer großen Zahl ehemaliger Schüler der Anstalt wohnten auch die Spitzen der städtischen Behörden und der Schuldeputation dem Gottesdienste bei. Am Nachmittag fand alsdann im großen Saale des „Stadtparks" eine stark besuchte Schulfeier statt. Im Namen der früheren Schüler überreichte Herr Moritz Joseph eine Festgabe von 7000 Mk. und im Auftrage der hiesigen Behrend-Lehmann-Loge deren Präsident Gabriel Hirsch eine kunstvoll ausgeführte Adresse. Der zweite Teil der Feier bestand in Festaufführungen seitens der Schüler. Am Abend vereinigten sich gegen 150 Teilnehmer zu einem Festessen im kleineren Saale des Stadtparks, das gleichfalls einen sehr befriedigenden Verlauf nahm. Den Trinkspruch auf den Kaiser brachte Herr B. Hirsch in patriotischen Worten aus. Ernste und heitere Reden und der Gesang froher Tafellieder würzten das reiche Festmahl, dem sich ein fröhliches Tanzvergnügen anschloß. Am heutigen Nachmittage erreichte das Fest mit einem Kindervergnügen im Stadtpark sein Ende.

Aus Westfalen, 19. April. In Dortmund, welches erst seit 1½ Jahren als Großstadt gerechnet wird, hat sich auch die israel. Einwohnerschaft durch Zuzug sehr vergrößert, so daß sich die Synagoge als zu klein erweist. Es soll nun eine neue gebaut werden, mit einem Kostenaufwande von 300,000 Mk. Zur Erlangung geeigneter Baupläne sind verschiedene Preise ausgeschrieben. — Das neue „Westfälische Gebetbuch" von Rabb. Dr. Vogelstein in Stettin herausgegeben, hat hier nicht überall Anklang gefunden. Noch viele Gemeinden haben dasselbe nicht eingeführt, in anderen wiederum wurde es wieder abgeschafft; u. a. in Hamm, wo es nur kurze Zeit bestand, da es öfter am Minjan fehlte.

Frankfurt a. M., 20. April. Die „Achawa" (Unterstützungskasse für israelitische Lehrer, deren Witwen und Waisen) hat ihren Jahresbericht pro 1895 erscheinen lassen. Nach dem Berichte betrug die Zahl der aktiven Mitglieder am 31. Dezember vor. Js. 355 und die Zahl der Ehrenmitglieder 920. Zur Bestreitung außerordentlicher Unterstützungen wurde aus dem Reservefonds der Betrag von 2420 Mark verausgabt. An Jahres-Unterstützungen wurden 14 630 Mark in 104½ Teilen zu je 140 Mark, an 82 Unterstützte — gegen 31 415 Mark, in 102¼ Teilen an 79 Unterstützte im vorigen Jahre — verteilt. Das Vereinsvermögen beträgt nach Abzug der zur Verteilung kommenden Summe 212 059,65 Mark

gegen 204835 Mark im vorigen Jahre. Der Vorstand besteht aus den Herren: Konsul Adolph Baer-Goldschmidt, Vorsitzender, Philipp Schiff, stellvertretender Vorsitzender, Dr. Alfred Löhren, Schriftführer, Dr. Alfred Rosenthal, Kassierer, Julius Goldschmidt, Gegenschreiber (allesamt in Frankfurt a. M.), K. Marx, Lehrer in Alsheim, E. Gutkind, Lehrer in Kassel, Heinrich Frei, Lehrer in München.

⊕ **Köln**, 10. April. Eine wichtige Entscheidung teilt ein Mitglied des Lehrervereins für Rheinland-Westfalen dem Vorstande desselben mit. Zur Vorgeschichte der Verfügung diene folgendes: Dem Lehrer H. war durch Repräsentantenbeschluß der Unterricht in den vereinigten Gemeinden F., R. und M. übertragen worden. Nachträglich zog die Gemeinde M. einseitig und ohne Einverständnis mit den anderen Verbandsgemeinden ihren Beschluß zurück und ernannte, ohne Rücksicht auf den, wenn auch nur mündlichen, für zwei Jahre geltenden Vertrag mit Herrn H., einen Kaufmann B. zum Lehrer ihrer Jugend. Der Lehrer wandte sich wiederholt an die Gemeinde und beklagte sich schließlich beim Landrat. Von diesem erhielt er folgendes Schreiben: „Auf die mündliche Vorstellung benachrichtige ich Euer Wohlgeboren, daß der Vorsteher der israelitischen Spezialgemeinde in M . . darauf hingewiesen worden ist, daß die dortigen israelitischen schulpflichtigen Kinder den von Ihnen anberaumten Religionsunterricht zu besuchen haben. Von etwaigen Versäumnissen wollen Sie dem Herrn Bürgermeister von M. Anzeige behufs Bestrafung erstatten. Der Lehrer B. in E. ist gleichfalls davon verständigt worden, daß er nicht berechtigt sei, den schulplanmäßigen Religionsunterricht zu erteilen. Bei Ansetzung der Unterrichtsstunden wird Ihrerseits den billigsten Wünschen der beteiligten Eltern nach Möglichkeit Rechnung zu tragen sein."

✦ **Köln**, 21. April. Der soeben erschienene Rechenschaftsbericht des „Vereins des jüdischen Lehrerseminars" ist in der Lage in erster Reihe zahlreiche Stiftungen in der Gesamthöhe von Mk. 6700 zu verzeichnen. Ferner entnehmen wir dem Berichte folgende Daten: Das Seminar wird von 25 Zöglingen besucht, von denen im Laufe des Berichtjahres 8 mit dem Zeugnis der Reife entlassen wurden und ins Amt getreten sind. Die Einnahmen und Ausgaben balanzieren mit Mk. 56585,61; der Vermögensstand stellte sich auf 192100 Mk. Die Betriebseinnahmen sind weiter zurückgegangen, so daß sich, wie bereits im Vorjahre, ein Fehlbetrag gegenüber den Betriebsausgaben von Mk. 1645,95 ergiebt. Möchte der Wunsch der Verwaltung, daß durch größere Zuwendungen und Mehrung der Jahresbeiträge der durch die Ungunst der Zeiten verursachte augenblickliche finanzielle Rückgang eingeholt und ausgeglichen werde, überall, wo für die Ziele der Anstalt Verständnis herrscht, thatkräftige Erfüllung finden.

⚒ **Königsberg i. Pr.**, 19. April. Im hiesigen Verein Waldeck hielt gestern Abend Direktor Dr. Krieger eine Gedächtnisrede auf zwei hier jüngst verstorbene Persönlichkeiten; auf den Chefredakteur der „Hartungschen Zeitung", Ferdinand Michels, und den Kaufmann Bernhard Pfahl. Jener war Katholik, dieser Jude; beide waren hochgeehrt in den Kreisen aller Glaubensbekenntnisse, beide Bekämpfer der gegen uns gerichteten Hetze. Ergreifend und erhebend zugleich war folgende Stelle der Gedächtnisrede: „ . . . Tags zuvor hatten wir Michels begraben. Den einen trug man nach rechts, den andern nach links. Bei des einen Begräbnis erklangen die uralten Gesänge des jüdischen Ritus, an des andern Grab ertönte lateinischer Sang. Denn den einen nannten die Leute einen Juden, den andern einen Katholiken. So machen die Leute noch Unterschiede angesichts des Todes! Sprach denn aus jenen beiden Gesängen nicht dasselbe menschliche Gefühl, derselbe Schmerz um die Dahingegangenen? War das Streben der beiden Toten ein anderes gewesen? Lebte in beider Herzen nicht das nämliche Ideal? Sie liebten in gleicher Weise ihr Volk, ihr Vaterland, ihre Familie, ihre Freunde, und ihr Gott soll ein anderer gewesen sein? Für uns waren sie Menschen und nur Menschen! Was sie uns wert machte, war das rein Menschliche in beider Empfinden." — Ehre ihrem Andenken!

g. **Inowrazlaw**, 15. April. Heute Vormittag fand die Grundsteinlegung zum jüdischen Waisenhause statt. Das Geld zum Bau und zur Unterhaltung desselben wurde, wie s. Z. gemeldet, von einem kürzlich verstorbenen Breslauer Bankier, der aus Inowrazlaw gebürtig war, in Höhe von 500000 Mk. der hiesigen jüdischen Gemeinde vermacht. 100000 Mk. werden zum Bau verwendet, der Rest dient zur Unterhaltung des Waisenhauses.

↗ **Pest**, 20. April. (Allerlei.) Daß trotz der den Ungarn angeborenen Toleranz sich hie und da ein Vorurtheil geltend macht, wird den einsichtsvollen Leser nicht Wunder nehmen. Ein solcher Akt der Intoleranz wird aus Dunakor berichtet. Herr Ludwig Fürst daselbst wollte 5000 Gulden zur Errichtung einer Kommunalschule unter der Bedingung spenden, daß auch jüdische Kinder aufgenommen werden. Die Stadtverwaltung wies die Spende wegen dieser Bedingung zurück. Würde Herr Fürst eine jüdische Schule gestiftet haben, in die auch christliche Kinder aufgenommen werden können, er würde bessre Erfahrungen gemacht haben. — „Ungarns Juden und das Millenium" betitelt sich ein Werk, das demnächst die Presse verlassen und aus Anlaß der bevorstehenden Milleniums-Feierlichkeiten die Entwicklung der ungarländischen Judenschaft zum Gegenstande haben wird. Die Redaktion des groß angelegten Werkes ruht in den Händen des Grafen Hermann Zichy, und viele Celebritäten des Landes haben ihre Mitwirkung zugesagt. Das Werk erscheint in deutscher und ungarischer Sprache. — In Lippa hielt am Peßachfeste der Csákovaer Advokat Dr. Rudolf Kohn während des Gottesdienstes eine Festpredigt. Zu dem ungewöhnlichen Ereignisse hatten sich die Israeliten Csákovas vollzählig und auch viele angesehene christliche Bürger eingefunden, die den Ausführungen des predigenden Advokaten mit großer Aufmerksamkeit folgten und ihm nach der Festrede vielfach gratulierten. — Großartig!

! **Petersburg**, 19. April. Wie die „St. Petb. Wed." gerüchtweise melden, hat sich die gegenwärtig beim Justiz-Ministerium tagende Kommission zur Regulierung der Advokatur-Ordnung in dem Sinne ausgesprochen, daß im Rayon der jüdischen Ansässigkeit nicht weniger als 25 Prozent aus der Zahl der Juden als Privatanwälte zuzulassen sind.

? **Libau**, 17. April. Gestern verstarb hier ein unter dem Namen „der alte Rabbi Gerschon" bekannter Glaubensgenosse im Alter von 103 Jahren. Er konnte sich noch des Einzuges Napoleons in Rußland gut erinnern. Bis vor einem Jahre

war er noch recht rüstig und ging sogar ohne Stock. Seine Stimme war bis zur letzten Stunde stark und frisch und sein Gedächtnis wie das eines jungen Mannes. Er verbrachte sein ganzes Leben im Talmudstudium und hatte sozusagen gar keine Bedürfnisse, denn er wurde gern von seinen Glaubensgenossen unterstützt, und seine Ansprüche beschränkten sich auf das Unentbehrlichste, worin auch vielleicht die Ursache seines so langen Lebens zu finden ist. Er beschloß sein Leben auch nicht mit einer Krankheit, sondern ist beim Studium des Talmud — ein anderes Buch kannte er nicht — zur ewigen Ruhe eingeschlafen. Friede seiner Asche!

---

* **Aus den Gemeinden.** Versetzt: Herr M. Rosenberger von Unteraltertheim nach Sinsheim.

— Vakanzen: Erfelden a. Rh. Sem. geb. Rl. K. Sch. Fix. 550, Nbk. ca. 400 Mk., fr. Wohn. u. Heiz. Meld. an den 1. Vorst. Meier Sternfels. — Uehlfeld a. Aisch. Zum 1. 8. El. Rl. K. Sch. (Bayer) Fix. 963,49 Mk., fr. Wohn. u. nicht unbed. Nbk. Meld. an M. Gutherz. — Alzenau b. Aschaffenburg. Bald. Sem. gebildeter unverheirateter Rl. K. Sch. Fix. 650 Mk., fr. Wohn. u. Nbk. Meld. an Isidor Hamburger. — Burgkundstadt. Bez.-Rabb. Fix. ca. 2300 Mk. und Nbk. Meld. an Siegmund Kupfer. — Ober- u. Unteraltertheim (Bayern) Gepr. Rl. K. Sch. Tokea. Fix. 600, Nebeneink. ca. 7—800 Mk. u. Nbk. Reisek. d. Gem. Meld. an Lob Strauß in Oberaltertheim oder Laz. Baarmann in Unteraltertheim. — Mehlsack (Ostpreuß.) Rl. K. Sch. Fix. 800, Nbk. 300 Mk. — Vandsburg (Ostpreuß.) Sof. Kultusbeamter.

Briefkasten.

Hrn. E. G., Köln. Vereinsberichte bringen wir, wie Sie wissen, gern; wir müssen aber verlangen, daß sie uns nicht später zugehen, als irgend einem andern Blatte. In diesem Falle lehnen wir die Aufnahme regelmäßig ab.

Hrn. Dr. J. N., Frankfurt a. M. Es ist richtig, daß wir mit einigen aktuellen Artikeln im Rückstande sind, allein wir sind im Raume begrenzt. Folgende polemische Aufsätze sind bereits fertig und erscheinen nach und nach in den nächsten Nummern: „Der Mann für den Platz." „Der Chasen." „Autonomie oder Hierarchie?" „Wider die Reformgemeinde." „Die Litteraturvereine." „Der Jugendgottesdienst." „Dathan und Aberam." Wir bitten Sie und alle geehrten Freunde, die uns zur energischen Stellungnahme in diesen Fragen drängen, um Geduld, mit der sich bekanntlich alles, auch ein etwas verspäteter polemischer Artikel, ertragen läßt.

Hrn. M. R. in Unteraltertheim. Die Adresse der Vorstandsmitglieder der „Achawa" finden Sie in der heutigen Nr. Der Schriftführer wird Ihre Fragen beantworten.

Tit. L.-V., Königsberg. Wir bitten um nochmalige Einsendung der Rednerliste, da uns das Mf. abhanden gekommen.

☞ **Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, ersuche ich höflichst, alle für die Redaktion bestimmten Zusendungen an mich, Berlin 18, und Zuschriften an den Verlag resp. die Exped. W. 57 zu adressieren. Redaktion und Verlag sind seit dem 1. d. M. nicht blos geschäftlich, sondern auch räumlich getrennt, und kommen mit einander sehr selten in Berührung.**
A. L.

☞ Wegen Raummangels fällt die Rubrik „Aus dem Leserkreise" heute aus.
Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.